Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 3 (1862-1863)

Artikel: Der Steincultus in der Schweiz : sprachlich, mythologisch und historisch

Autor: Rochholz, E.L.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-2514

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der

Steincultus in der Schweiz.

Sprachlich, mythologisch und historisch,

von

E. L. Rochholz.

Jede erforschbare einzelnheit ist auch wissenswerth.

Jak. Grimm, RA. I, XII.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Sprachliche Ueberreste aus der Steinzeit.

Die Steinzeit in deutschen Appellativen redend:

Der Stein, als das Gerippe des Erdleibes, ergiebt das Knochengerippe des menschlichen, daher der Steinkultus allenthalben auf den Knochenkultus führte. Aufzählung der Kleinkindersteine: örtlicher Klüfte und Felsen, in denen die noch ungeborenen und die wieder gestorbenen Säuglinge behütet werden.

Der Sachs, ein Gottes-, Volks-, Waffen- und Ortsname.

Der Flins und die Runse sind zugleich Namen örtlicher Bergstürze und Bergriesen. Der Flinsstein als Blitzhammer Thorrs, dann als Petersstab verehrt, wird unter dem wechselnden Namen Mangsstab, Baselstab, Keilchen, Feuerstein u. s. w. als Kirchweihbrod nachgebacken.

Roche und Roggen, bezeichnet beides *petra* und *colus*, den Steinwirtel und Spinnwirtel der deutschen Riesinnen und der romanischen Bergfrauen. Bezügliche Ortsnamen, an die sich der Berta- und Huldadienst knüpft.

Riesenappellativa in Volks- und Geschlechtsnamen fortdauernd:

Die Wilden Männer als Repräsentanten städtischer Zünfte und ländlicher Sennengenossenschaften; ihre Wohnstätten, Felsengräber und Wahrzeichen; ihre Namen auf einzelne Landesgeschlechter vererbt:

Tschudi und Schud,	Elmer und Elbel,
Hun und Huhn,	Schwed und Fries,
Geisser und Gaiser,	Domilin, Essel und Dürst.

Zweiter Abschnitt.

Glaubensüberreste aus der Steinzeit.

Der Meteorstein und Strahlstein

stürzt als leuchtendes kugelförmiges Gewitterphänomen, wird daher als Kugel und Kegel gedacht, als geschleuderter Stein- und Eisenkeil, als Donnerstein und Steinhammer. Der Kelt und Strahlstein, beide durchlöchert, dienen zur Abwehr des Blitzes und werden medicinisch und landwirthschaftlich verwendet.

Der Regenstein.

Wie derselbe angeblich vom Gewitterriesen geschleudert und von den Thränen der Riesin ausgehöhlt worden, so wird er gewälzt oder geworfen, um die Landesplagen der Dürre und Ueberschwemmung abzuwenden. Daher sein örtlicher Name Fischbank und seine Beziehung zu den Wassernixen.

Der gesalbte Stein.

Die häufigen Namen Ankenbalme und Ankenfluh entsprechen dem gefetteten Opfersteine der Germanen, den von Kronos verschlungenen Bätylien, dem vom Patriarchen geölten Stein Bethel, und sind der Erd- und Erntegottheit geweiht. Erklärung ihrer Namen und landwirthschaftlichen Beziehungen. Die Wetzsteine in der einzelnen Landesgeschichte.

Der Heilstein.

Cavern de la querison im Kant. Neuenburg. *Pierre percée* im Kant. Bern. Burkhardsgrab und Angelsachsengrab im Freiamte, Verenaloch zu Baden, St. Gallengrab zu Wangen etc. — Aehnliche heilkräftige Steine in benachbarten oberdeutschen Wallfahrtskirchen.

Kirchliche Steinreliquien,

angeblich von Petronella, Mang, Martinus, vom Heiland u. A. herstammend, und zusammen einst in der Abtei Muri verwahrt.

Die Steintische.

Die erratischen Blöcke, von der Naturphilosophie der Edda und von der Geologie gleichmässig der Periode der Eiszeit zugeschrieben. Beschreibung einzelner Steinblöcke aus dem Aargau, sammt Betrachtung ihrer Einzelsagen und Flurnamen. Der Schalenstein zu Suhr. Der Bettlerstein und der Herdmandlistein bei Wohlen. Die Dillensteine im Erdleibe.

Teufelssteine und Entslöcher.

Absinken der heidnischen und christlichen Tradition in die Allgemeinheit des Teufelsglaubens; Ergebniss zahlreich nach dem Teufel zubenannter Oertlichkeiten.

Grenzsteine.

Marronen und Mannli: wegweisende Steinhaufen auf den Alpenpässen. Geschichtliche Nachweise über ihren Aufbau im Alterthum und in der Neuzeit.

Der sich umdrehende Markstein, der in Thorrs Haupte sich rührende Schleifstein; Erklärung beider Sagensätze.

Orakelsteine: schreiende, singende, redende. Krönungs- und Schandsteine. Die Sitte, den Neuling am Bannsteine zu lunzen, zu günggeln und einzustutzen.

Die drei Länder trennenden Dreisteine (Triskelus) mit ihren verschiedenen Markzeichen. Die Dreihäupter und Einhäupter historischen Namens an alten Bauten.

Die Bildberge.

Das Gebirg als Leib und Glied der Riesen. — Männliche Bergnamen: Mann, *Mannus* und *Menhir*, auf chthonische Götter und Erdenmenschen verweisend. Weibliche Bergnamen: die Frauen und Jungfrauen benannten Berge, als ursprüngliche Schönheitsgebilde aufgefasst. — Einzelne Bildberge geschildert. Umwandlung der heidnischen Namen der Berge und Bergpässe in christliche.

Der Steincultus in der Schweiz.

Die Naturforschung hat die Schichtungen im Bau der Gebirge zu Zeugen der Urgeschichte unsers Erdkörpers gemacht, das Ergebniss dieser Untersuchungen ist der feststehende Wissenszweig der Geologie. Die Alterthumsforschung hat auf dem Gebiete der Menschheitsgeschichte einen ähnlichen Urzustand entdeckt, und auch ihr dient nun zu ihren einschlägigen Forschungen das gleiche geologische Material, der Stein; sie hat sogar nach jenen antiquarischen Fundsteinen, denen die früheste Menschheit die Spuren ihres Daseins eingrub, jene von ihr nun erst noch weiter zu erforschende Urzeit die Steinzeit genannt. Man begreift unter derselben jene Periode, in welcher das noch junge Menschengeschlecht an ein und dasselbe Material gebunden war, wo man mit Steinen Holz sägte, Kleider wob, Wunden schlug und wieder chirurgisch operirte. Die Ansiedelungen und Werkzeuge dieses Urgeschlechtes hat man seit etlichen Jahren in dem Boden unserer Torfmoore und Landseen aufgegraben. Die Geschichte war bisher über dieses Geschlecht stumm, nun, da die Steine reden, wird ihr allenthalben der gelehrte Mund aufgethan, Schillers in anderer Weise einst gemeinte Wort erfüllt sich: „Könnte die Geschichte davon schweigen, tausend Steine würden redend zeugen, die man aus dem Schoss der Erde gräbt.“ Kaum aber hat man begonnen, diese örtlichen Steinfunde zu beachten und zu verwerthen, so bemerkt man, dass sie als dieselben und allenthalben bei den Völkern der alten und neuen Welt sich vorfinden, so weit nämlich unsere Einsicht in dieselben Urzustände einzelner Völkerracen bis jetzt vorgedrungen ist, und in Folge dieser Erfahrung scheint nun die Frage um die Abkunft und Race jenes Volkes, dessen Steindenkmäler über den Boden unserer Landschaft ausgesät sind, eine müssige zu werden. Es ist, als ob die Specialhistorie kein Mittel besässe, mit an diesen Forschungen Theil zu nehmen, geschweige dass sie einen gedenkbaren Aufschluss über sich selbst aus ihnen zu ziehen vermöchte. Von dieser Kleinmüthigkeit haben sich indess andere Nationen gegenüber derselben Frage nicht anwandeln lassen. Der Grieche

eignete sich jenen Steincultus, den er auf seinem Grund und Boden betraf, als einen unbezweifelbar hellenischen zu und verleibte ihn seiner Götter- und Mythengeschichte ein; das kaiserliche Frankreich von heute lässt auf seiner eben entworfenen altgallischen Nationalkarte die Heidengräber und Bautasteine Burgunds und Lothringens als unbezweifelte Druidensteine des gallischen Keltenthums verzeichnen. Ein Volk von nationalem Selbstgefühl pflegt also zunächst aus sich selbst, aus dem historischen Grundstoffe seiner Eigenart den aus seinem Boden gewonnenen antiquarischen Fund zu erklären, wenn es auch, wie das hellenische und das französische, sich selbst als kein autochthones, sondern als ein hier eingewandertes Volk anerkennt. Wir räumen uns daher dasselbe Recht ein, aber wir beweisen es zugleich, indem wir das hier aufzuzählende Material sowohl aus unserer Sprache, als auch aus unserm Glauben und Brauch, auf Grund deutschen Wissens als ein deutsches erklären.

Ein Menschengeschlecht, das durchaus an das gleiche Material und Werkzeug dauernd verwiesen war, musste in seiner Vorstellungs- und Ausdrucksweise ein genau übereinstimmendes, ein geschwisterhaft ähnliches sein. Sein Denken und Streben war ein irdisches, stoffliches, materielles, das Wesen der Materie galt ihm als Kraft, die personificirte Kraft mit materialistischem Aussehen und Thun, mit eigenwilligen und groben Trieben, erschien ihm als das Göttergeschlecht der Erdriesen. Bis dahin reicht die eine Seite der hier vorzulegenden Arbeit, und so weit nimmt sie ihre Mittel aus dem Fache der vergleichenden Mythologie. Die Sprache dieses Volkes, das nothwendige Abbild seines naturalistischen Denkens und seiner Steinwerkzeuge, musste eine Stoffsprache, das Gegentheil einer Begriffssprache sein, und konnte nach Inhalt und Form gleichfalls nur das Brudergefühl gleicher Abstammung und Bestimmung, gleicher Hoffnung oder Ohnmacht ausdrücken. Mit den mancherlei versteinerten Wortwurzeln, die von dieser Stoffsprache unzerbrechlich am Wege liegen geblieben sind, beschäftigt sich das Fach der vergleichenden Sprachforschung.

Aus der Beschäftigung mit diesen beiden Fächern und zugleich aus der schon lange dauernden persönlichen Anschauung eigenthümlicher Steingeräthe und Denkmäler ist vorliegender Versuch entsprungen, welcher der Periode des Steincultus eine für unsere Landschaften zeitgemässe Gestaltung zu geben trachtet.

Wir beginnen mit der Erklärung einiger Urwörter, welche das Gepräge der Steinzeit an sich tragen und bis in die Sprache der

Gegenwart herein ausgedauert haben; diese werden zugleich unserm Leser als bequeme Hilfsmittel dienen, den nachfolgenden Mittheilungen mit eigener persönlicher Ueberzeugtheit folgen zu können.

Erster Abschnitt.

I. Die Steinzeit in deutschen Appellativen redend.

Das Wort **Stein** ist ein Sprachpetrefakt. Es findet sich in allen jenen Sprachen wieder, deren Ursprung man nach Indien zurückverlegt, und die gleichzeitig mit der deutschen in Europa eingewandert sind. Wir nennen den harten Obstkern Stein, der Grieche ebenso *'οστέον*, der Slave gleichfalls mit derselben Wortwurzel *kost'*. Grimm, Wörtb. 1381. Sind dem Menschen dieser Sprachperiode die allwaltenden Götter die in den Himmel ragenden, ewig unveränderlichen Gebirge, so bemisst er Empfindung, Aeusseres und Inneres, Lebensalter und Besitz nach dem Material des Gesteins, denn der Begriff der Dauer und des Ewigwährenden lag ihm in der Stetigkeit und Härte des Steins. Sinnverwandt mit Stein ist aus gleichem Grunde Bein. Vier verschiedene Sprachdenkmale hat Grimm, Myth. 531, angeführt über den Hergang bei Erschaffung des Menschen. Dieselben reichen vom 10. bis zum 12. Jahrhundert, gehören einer englisch-kirchlichen Quelle an, einer friesischen Rechtssatzung, steierischen Mönchsgedichten und italischen Lateinscribenten, liegen also der Zeit und dem Orte nach einander fern genug. Während sie die einzelnen Organe und Theile des Menschenleibes übereinstimmend aus achterlei Materialien der vorhandenen Welt hervorgehen lassen, verbleibt die friesisch-steierische Kosmogonie bei ihrer Behauptung, Gott habe Bein aus Stein geschaffen: *von dem steine gab er ime daz pein.* Nach der eddischen Kosmogonie wird der erste Mensch Bure aus Salzsteinen herausgeleckt und der voraus gewesene Urriese wieder in Stein verwandelt; in diesem Falle wird also Stein auch aus Bein. „Beinhart ist auch steinhart. Man sagt, Stein und Bein frieren, Stein und Bein schwören, d. h. hart frieren, mit festen, höchsten Eiden schwören.“ Grimm, Wörtb. So klingt das Steinzeitalter sogar noch in der Bildungssprache des neunzehnten Jahrhunderts nach, zum Beweise, dass die ältesten Vorstellungen in ihrer Naturgemässheit durch eine spätere, verbesserte Einsicht nicht eigentlich überholt, sondern nur bestätigt und wissenschaftlich sichergestellt werden können. Der bekannte

griechische Mythus von dem aus Steinen entstandenen deukalionischen Menschengeschlecht ist hervorgerufen durch die Thatsache, dass die Knochensubstanz (phosphorsaurer Kalk) und die Natur des Gesteins physiologisch homogen sind. Das Gestein der Mutter Erde wird das Knochengerüste des Menschen, die Menschen sind ein erdgeborenes Geschlecht, überall ist die Mythe geschäftig, diesen einen Satz zu variiren. Gleichwie der die Medusa erblickende Atlas zum Berge erstarrt, seine Knochen zu Fels, sein Haupt zum wolkentragenden Gipfel, so wird auch der eddische Sturmriese Ymir, nachdem er, Bein mit Bein, einen Sohn gezeugt hat, auf der Götter Geheiss zum Erdleibe. Stein und Bein ist der Schöpfungsmythe unentbehrlich. Dem Pygmalion entsteht ein Weib aus dem Steine; Adams Leib ist aus der rothen Erde des Damascener Ackers gebildet; aber schon Adams Rippe wieder ist zeugungsfähig, aus ihr wird die Eva gebildet. An den Stein und an den Knochen knüpft sich daher bald das Heil eines Landes, bald der Bestand einer Hauptstadt an, denn aus diesem örtlichen Steinfelsen hier ist einst die Schutzgöttin des Ortes, aus dieser Scholle ist der Heros der Landschaft hervorgegangen, sterbend haben beide wieder ihre Gebeine, oder statt dieser einen heiligen Stein dem Orte zurückgelassen. Als Alkmene, die Geliebte des Zeus, zu Megara gestorben war, sandte Zeus den Hermes ab, um ihren Leichnam nach der Insel der Seligen abzuholen. Dieser that's und legte an der Leiche Statt einen Stein in den Sarg. Da nun die Träger diesen nicht fortbringen konnten, öffneten sie den Sarg und fanden die Verwandlung. Hinter der Mythe von der Geliebten Unsterblichkeit tritt hier der noch ältere Glaubenssatz hervor, dass die megarensische Göttin in Form eines Steines verehrt gewesen, dass dieser dorten für ihren leiblichen Ueberrest gehalten worden ist. Des Orestes in Tegea begrabene Knochen wurden ausgegraben und nach Sparta gebracht, damit man im Kriege gegen Tegea siegreich sei (Herodot 1, 68). Theseus Gebeine wurden aus Skyros nach Attika gebracht (Plutarch, Thes. cap. 36). Sie sollten das Land schützen, ihre Unverweslichkeit verbürgte den Einwohnern die Hoffnung auf den ungestörten Fortbestand alles Wünschbaren. Des Pelops angebliche Schulter wurde an mehrern Orten verehrt, auch in Delphi rühmte man sich ihres Besitzes, ohne sie konnte Troja nicht erobert werden. Aus ihr sollte andern Sagen zu Folge das Palladium gefertigt sein; dieses wurde später zu Rom im Vestatempel, die Schulter selbst zu Pisa in einer ehernen Lade bewahrt. Preller, Griech. Myth. II, 270

und Mannhardt, Myth. 73. Die versteinerten Ueberreste urzeitlicher Riesenthiere dienten dem ganzen Mittelalter nicht bloss zum Gegenstande des Erstaunens, sondern ebenso zu Trägern gleicher Traditionen. Sie hiengen als angebliche Rippen von Riesen und Drachen an Ketten unter der Einfahrt unserer Thore und Rathhäuser, sie waren feierlich aufbewahrt in Kirchen, Kapellen und Sakristeien; Nachweise hierüber: Myth. 497. 511. 522. Noch soll die Rippe der Heidenjungfrau in steierisch Oberburg hängen; sie lässt alljährlich einen einzigen Tropfen abfallen, und wenn sie ganz vertröpfelt sein wird, so kommt der jüngste Tag. Grimm, DS. no. 140.

Später, unter dem ersten Einflusse mönchisch gelehrter Tradition, fieng man an, die bis dahin als Riesenreliquien verehrten Knochen für die Gebeine solcher Heiden auszugeben, deren Namen durch ihr Vermögen an Weisheit, Kunst oder Zauberkraft wenigstens in der Mythe noch nicht verschollen war. War damals Virgilius als Dichter auch gänzlich ungelesen, so war er nun um so berühmter durch die magische Kraft seines begeisternden Wortes, er galt daher in der Mönchswelt als grösster Zauberer des Alterthums. Seine Gebeine wurden zu Neapel aufbewahrt, und man glaubte, das Glück der Stadt beruhe auf dem Besitze dieser Knochen. Im dortigen Castel d'uovo hiengen sie, in einem Sack gesammelt, hinter einem Eisengitter; noch der deutsche Reichskanzler Konrad hat sie dorten gesehen und die Ortssage beigefügt, dass dieselben, von hier entfernt, das Meer aufrühren und den Himmel verfinstern würden. Massmann, Kaiserchron. 3, 442. Stein und Bein sind also Gattungsbegriffe und Gattungsnamen gewesen, der Steincultus hat auf den Knochencultus geführt, das steinentsprungene Geschlecht denkt sich folgerecht sein Schicksal dahin aus, ein steinverschlungenes werden zu müssen. Dies wird hier aus einander gesetzt und zugleich die Reihe jener örtlichen Klüfte und Felsen unserer eigenen Landschaft mit herbeigezogen, in denen der Volksglaube die noch ungeborenen und die wieder verstorbenen Säuglinge behütet und aufbewahrt sein lässt.

Zwei hochragende Felsblöcke, einer dicht über den andern gelehnt, geben der Burg Lichtenstein ihren Namen und dem gleichnamigen Freiherrengeschlechte sein Wappen. An den Bestand dieser Steine ist auch der dieses Adelsgeschlechtes geknüpft. Schöppner, Baier. Sagb. 1, no. 194. Das höchste Lebensalter heisst steinalt, der höchste Besitz steinreich. Der Sterbende, der sich zu seinen Ahnen und Göttern versammelt wünscht, fährt in die

Felsen zurück; Karl in den Kyffhäuser, die drei Tellen in den Axenberg, König Etzel „in die Löcher der Steinwände". Die Klage, Vers 2168. Ob dem Tode ihrer zwölf Kinder versteinert Niobe im Mutterschmerz; die böse Stiefmutter des Kindermärchens springt vor Zorn in einen Kieselstein. Myth. 1, 321. Lässt Homer einen Helden seiner namhaften Abkunft sich berühmen, so legt er ihm die Redensart in den Mund: ich bin nicht aus dem Stein entsprungen. Noch der heutige Wälderbauer, dem alle die Seinigen vorgestorben sind, pflegt seine gemüthliche Vereinsamung mit der Phrase auszudrücken: Ich bin wie aus dem Stein gesprungen. Auerbach, Dorfgesch. Bd. 6. Durch so ungeheure Zeiträume hindurch und in so verschiedenen Sprachen hat das Ursprüngliche menschlicher Empfindung ausgedauert und sich in dem gleichen Ausdrucke verewigt. Aus dem Urgestein, dessen Verwitterung einen der Vegetation günstigen Boden liefert, erbaut sich das animalische Knochengerüste und ist, diesem Ursprunge zu Folge, gleichfalls fähig, die fernern Generationen fortzuzeugen. Aus dem Harzfelsen ist der sächsische Askanes gewachsen (Rollenhagen, im Ged. Froschmäusler), aus den Salzsteinen ist das nordische Volk hervorgeleckt worden durch die eddische Riesenkuh Audhumbla. Eine hessische Gräfin gebiert sogar einen grauen Wakenstein. Dieser wird in den Keller getragen und mit einem Schwert zerhauen, worauf das helle rothe Blut fliesst. Als man sieben Tage später wieder nach dem Steine sieht, liegt an seiner Stelle ein schönes Mägdlein mit lachendem Munde. Wolf, Hausm. pg. 96. Das Schwert als Feuerstahl haut den im Kiesel (Wakenstein) schlummernden Funken heraus, das im Liebesfeuer gezeugte und empfangene Kind. Die Schöpfung des Dritten dachte sich die Vorzeit veranlasst theils durch einen Meteorsteinregen, theils durch den mit dem Hammer angeschlagenen Feuerstein. Im ndd. Kinderspiel von der goldenen und faulen Brücke (des Regenbogens) folgt auf die Frage, womit diese gebrochene gläserne Brücke nach Holland, Brabant oder Engelland wieder gemacht werden könne, die Antwort: *Fan stênen, fan bênen!* Auch das Phänomen des Regenbogens und aller übrige Gewitterapparat bestand dem Deutschen aus schöpferischem Stein und Bein. Jene auf die Prometheusmythe bezügliche Stelle bei Pausanias X, 4. 4 zeigt, dass die rothe Erde, die bei Panopeus in Phokis als diejenige hergezeigt wurde, aus welcher Prometheus den ersten Menschen gebildet, nicht sowohl aus Erde bestand als vielmehr aus versteinerten Thonklümpchen. Das prometheische Menschengeschlecht entstand also aus

einem mit dem Gewitter niedergegangenen Steinregen, und der Vers eines äschyleischen Fragmentes schildert diesen Naturvorgang: „Zeus lässt mit runder Steine Regenguss das Land umher aus gesammeltem Gewölke bedecken.“ Sind hierauf der von Prometheus und Pandora erzeugte Sohn Deukalion und sein Weib Pyrrha die einzigen, die sich aus der Weltfluth gerettet haben, so verknüpft sich bei ihnen die Sage vom Steinregen abermals mit der von der Menschenschöpfung, indem aus den Steinen, welche beide Gatten hinter sich schleudern, je Knaben und Mädchen entstehen, von denen die hellenischen Geschlechter ihren Ursprung ableiteten. Die gleiche Sinnbildlichkeit wird wohl auch der Sage zu Grunde gelegen haben vom rothen Acker zu Damaskus, aus welchem Adam erschaffen worden; dies scheint sogar eine nordamerikanische Mythe zu bekräftigen. Es kennen und verehren die Sioux-Indianer einen Berg, aus dessen rothem Thon sie sich ihre als Friedenssymbol geltenden Tabakspfeifen schneiden. Als der Naturforscher Catlin, dessen Reisebeschreibung uns dies meldet, diesen heiligen Berg unbefugt bestieg und darüber von den Eingeborenen gefangen wurde, drohten sie, ihn mit dem Tode zu bestrafen. Die Tamanaquen am Orinoko glauben, nach Humboldt, ein Mann und ein Weib habe zur Zeit der grossen Fluth sich auf den Gipfel des Berges Tamanacu geflüchtet und als sie hier die Früchte der Mauritiuspalme hinter sich geworfen, seien aus deren Kernen Männer und Weiber zur Wiederbevölkerung der Erde entsprungen. Nach Schomburgk behaupten die Macusi-Indianer am obern Mahu in Guiana, der einzige Mensch, der die grosse Fluth überlebte, habe Steine hinter sich geworfen und so die Erde auf's Neue bevölkert. Der Mensch fühlt sich überall gezwungen, die Materie als das Ursprüngliche und Ewige anzuerkennen, darum leitet er seine eigene Entstehung bald aus dem unorganischen Reiche ab, bald indirect von der vermittelnden Pflanzenwelt her. Die Sage von dem aus Baum und Pflanze erschaffenen Menschengeschlechte ist eine spätere; erst das dritte Menschengeschlecht lässt Hesiod aus den Eschenbäumen entstehen. Der steinentsprungenen Sachsen erster König ist Askanes, aber schon in seinem Namen ist er ein Eschenmann, und noch im spätern Handwerksgrusse wachsen die schönen Mädchen in Sachsen auf den Bäumen. Ueber das menschenerzeugende Steineschleudern findet sich folgende asiatische Sage bei Masson, Reisen in Afghanistan (Weltpanorama, Frankh 1843, Thl. 4—6, pg. 79): Das Ziarat auf der Spitze des Tschehel Tan geniesst unter den Brahui-Stämmen grosse Verehrung, die sich

auf Nachstehendes gründet: „Ein einfaches, schlichtes Ehepaar, das schon viele Jahre lang durch die Ehe verbunden gewesen, hatte zu beklagen, dass ihre Verbindung mit keinem Sprössling gesegnet war. Die bekümmerte Frau begab sich zu einem heiligen Manne in der Nachbarschaft und bat ihn, ihr seinen Segen zu geben, damit sie fruchtbar würde. Der Weise tadelte sie, indem er erklärte: er habe nicht die Macht, das zu gewähren, was der Himmel verweigert habe. Sein Sohn, der nachher so berühmte „Hazrat Ghous", rief aus, er sei überzeugt, den Wunsch der Gattin erfüllen zu können; sofort warf er 40 Kieselsteine in ihren Schoss, murmelte ein Gebet über sie und entliess sie. Im Laufe der Zeit wurde sie von 40 Kindern entbunden. In der Verzweiflung über die überströmende Güte der höchsten Mächte setzte ihr Gatte alle Kinder, mit Ausnahme eines einzigen, auf den Höhen des „Tschehel Tan" aus. Später wurde er von Gewissensbissen gequält und eilte auf den Berg zurück, in der Absicht, ihre Gebeine zu sammeln und sie zu begraben. Zu seiner Verwunderung sah er sie alle lebendig und zwischen den Bäumen und Felsen herumhüpfen. Er kehrte zurück und erzählte seiner Frau die wundervolle Geschichte, und diese, die sich sehr sehnte, dieselben wieder zurückzuerhalten, machte den Vorschlag, er solle am folgenden Morgen das Kind, welches sie zurückbehalten hatten, mit sich nehmen und dadurch, dass er es ihnen zeige, die Brüder zur Rückkehr bewegen. Er that es und setzte das Kind auf den Boden, um sie anzulocken. Sie kamen, aber sie nahmen es mit sich hinauf in die unzugänglichen Höhen des Berges. Die Brahuis glauben, dass die 40 Kinder noch jetzt in ihrem Kindheitszustand um den geheimnissvollen Berg schweifen. Hazrat Ghous hat einen grossen Ruhm hinterlassen und wird hauptsächlich als der Schutzheilige der Kinder verehrt. Viele Feiertage werden ihm zu Ehren gefeiert, sowohl in Beludschistan als in Sind. Im letztern Lande wird der eilfte Tag eines jeden Monats als ein Jugendfest zum Andenken des Hazrat Ghous gefeiert. Viele Ziarats in verschiedenen Gegenden führen den Namen Tschehel Tan. Kabal hat ein solches in der Nähe von Arghandi." Unserm Landvolke gilt die Nagelfluh als eine Gebärmutter und als Eierstock der Steine (Stalder, Idiot. 2, 229), und es nennt solcherlei Deukalionsfelsen Titisteine und Kleinkindersteine. Von solchen handeln bereits die Aargauer Sagen 1, no. 77. Hier noch Nachträgliches aus dieser Gattung von Mythen.

Seitdem unsere Historische Gesellschaft die Flurnamen im Aar-

gau gemeindeweise hat aufzeichnen und einsenden lassen, ist es möglich geworden, das Verzeichniss jener Felsen noch um ein Ziemliches zu vermehren, die man örtlich als die Vorrathskammern der Menschengeburten angesehen hat.

Im Bezirk Bremgarten kennt man von solchen Kleinkindersteinen folgende: Der Kindelistei zu Jonen, grosser Felsstein am Jonenbache. Der Hühnerstein in der Gemeinde Wohlen. Der Stein bei den drei Eichen, bei der Einsiedelei der Stadt Bremgarten gelegen. Der Chliekindelstein, ein Granitblock, der zwischen den Gemeinden Arni und Oberlunkhofen in einer Halde am Tobel des Dorfbaches liegt. Der Kindlistei zu Aristau liegt zehn Minuten vom Dorfe und nur einige Schritte vom Fusswege ab im ebnen Walde. Zugleich läuft in seiner Nähe die Grenze des Gemeindebannes von Aristau und Egg. Es ist ein Findlingsblock von Geissbergerstein, anderthalb Klafter hoch, mit scharfen Kanten und einer Reihe künstlich eingehauener Grübchen. Die Dorfkinder daselbst bekommen bis in ihr zwölftes Jahr es nicht anders zu hören, als dass man sie zusammen hier herausgenommen habe. Zunächst dem Steinblocke steht ein Helglistöckli, zu Ehren der St. Barbara errichtet, das den Sommer über stets mit grünen Tannenwedeln andächtig besteckt ist; es dient zum Schutz gegen den berüchtigten Landschaftsgeist Stiefeli, der vom Kloster Muri bis hieher seine Reitbahn hat, und zugleich gegen jene Hexe von Aristau, die hier im Heinisumpfe versenkt liegt (Aarg. Sag. no. 395). Da die Dörfer Aristau, Birri und Althäusern bisher zusammen eine Kirchhöre bildeten, jetzt aber eine neue Kirche zu bauen vorhaben, so freut man sich nun daselbst schon im Voraus, alsdann den Kindlistein sprengen und zum Neubau verwenden zu können.

Bezirk Baden. Der Kindlistein zu Rohrdorf ist südlich und thalwärts vom Dorfe gelegen. Der Kleinkinderstein der Stadt Mellingen liegt im Grummet. Der Kindliacker, ein Weinberg im Gelände des Dorfes Wettingen, weist mit seinem Namen auf den daselbst am Bussberg liegenden Kleinkinderstein. Aus dem Lehm eines Hügels des Dorfes Büblikon hat Gott der Herr Schnellkügelchen gedreht und die Buben von Büblikon draus gemacht. Die Erzählung hievon steht in der Illustr. Schweiz, Jahrg. 1863. Dorten im Schwarzgraben von Büblikon zeigte man zugleich einen Stein, weit im Ackerfelde drinnen liegend, bis zu welchem einst das Marktschiff, das sonst auf der Reuss von Luzern nach Mellingen zu fahren pflegte, bei einem Hochwasser hingetrieben worden und gescheitert sein soll. Die ganze Mannschaft sammt einer geladenen

neuen Kirchenglocke ging dorten im ebenen Felde unter. Der Glocke hat man noch lange nachgegraben, und für die Ertrunkenen soll zu Luzern eine kirchliche Jahrzeit gestiftet worden sein.

Bezirk Brugg. Die kleinen Kinder der Stadt Brugg holt man aus einer Sandsteinhöhle im Brugger Berge, die das Bruderhaus heisst. Die Gemeinde Remigen holt die ihrigen vom Dittelnstein, der auf dem Waldberge Lochgraben liegt. Dorf Villigen hat gleichfalls einen Düttelistein. In Villnachern schickt man die Hebamme zu einer Kluft des Berges Kalofen; in dieser finden sich zugleich grosse Trümmer gehauener Mühlsteine vor, die man den Römern zuschreibt.

Bezirk Lenzburg. Das Dorf Seengen am Hallwyler See hat seinen Kleinkinderstein in einer Egerten, welche die Erdbrust heisst. Die Riese, welche am westlichen Seeufer niedergeht und in den Gemeindebezirk von Lütwyl gehört, heisst Häfni; in ihr liegt der für die Dörfer Alliswyl und Lütwyl als Kleinkinderstein geltende Findlingsblock. Im Dorfe Ammerswyl findet man die kleinen Mädchen unter dem Felsblocke, der, unter seines Gleichen der Grösste im Bann, gelegen ist in des Obristen Holz, einem Walde, der auch die Fohren heisst. Die kleinen Buben muss man dagegen viel mühsamer aus mehreren Brunnenstuben der Gegend zusammenholen. In Othmarsingen holt man sie aus dem Grossstein, einem Granitblocke in der westlichen Zelge des Dorfes gelegen.

Bezirk Rheinfelden. In einer Felsenschlucht der Waldung Ploweiel, die zum Dorfe Zuzgen gehört, soll der Chindligraben sein; hier ist angeblich eine mit einem Decksteine verschlossene Höhle, aus der man die neuen Erdenbürger herausnimmt.

Bezirk Kulm. Die Gemeinde Birrwyl hat einen Teti- oder Breitenstein; man meldet uns von dorther nichts anderes, als dass Teti ein kleines Kind genannt werde.

Bezirk Zurzach. In einer der drei Zelgen von Rümikon heisst eine Ackerbreite die Kindbetteräcker; hier soll eine arbeitende Frau im Felde von ihrer Niederkunft überrascht worden sein. Daselbst sind aber noch ausserdem örtliche Maitliwiesen und Bubenwiesen; jene moosig, diese trocken.

Auf dem Titer heisst die letzte Anhöhe, welche von Viesch im Wallis auf den Vieschergletscher führt (Escher, Die Schweiz 1851, 424). Aus dem Titisee im bad. Schwarzwald fischt die Ammenfrau die Neugeborenen heraus. Aus der Höhle des Rosensteins holt zu Heubach die Amme die kleinen Kinder; dort ist die

Weisse Frau, die sie der Hebamme hinreicht. Meier, Schwäb. Sag. pg. 263. Bei der Rosstrappe im Harz befindet sich unter der Teufelsbrücke eine warme Stube, worin die Kinder vor der Geburt von der Kindermutter beaufsichtigt werden. Pröhle, Unterharz. Sag. pg. 4. Im Mühlgraben liegt jener grosse Stein, hinter dem nach Kärntner Volksglauben die Hebamme die Kinder herausholt. Wolf, Ztschr. f. Myth. 3, 31. Eine Felsenhöhle beim Bergschlosse Teck auf der württemberg. Alb heisst Frena-Bubelinsloch, und eine nächstgelegene Höhle mit reichen Brunnadern das Frau-Sibyllenloch. Daran knüpft sich die Sage von einem auf Schatztruhen liegenden Geisterhunde und zugleich von einem baierischen Ehepaar, das in dieser Höhle heimlich zusammen lebte, zwei Knaben zeugte und endlich durch diese umherlaufenden Kinder verrathen wurde. Antiquarius des Neckarstroms 1740, 46. Mit dem ersten Namen dieser Höhle ist die kinderbringende hl. Verena bezeichnet, deren Cultus in der Schweiz mit zum ältesten gehört. Ein Loch in einem Felsen neben der Kapelle in der Verenen-Einsiedelei zu Solothurn ist gross genug, um eine Hand hineinzustecken. Es ist der Griff der Heiligen, die sich am Fels theils gegen die Wogen der Sündfluth festhielt, theils gegen den sie verfolgenden Satan. Deshalb heisst es auch, der Satan habe diesen Felsblock gegen die Heilige vergeblich geschleudert, nichts als die Spuren seiner Krallen vermochte er hineinzudrücken. Noch immer pflegt man erkrankte Glieder zur Heilung an dieses Loch zu halten, und zugleich erkennt man darinn die von der Hacke der Ammenfrau gehauene Oeffnung, die allen Bedarf der Stadt Solothurn an kleinen Kindern aus diesem erratischen Block herausholt. Wolf, Ztschr. f. Myth. 4, 1. Er heisst deshalb Kindlistein. Wie nun die „Frau Vreneli“ es bewerkstelligt, dass ihr Kleinkindertrog im Steine nie leer wird, dies steht in den Aarg. Sag. 1, pg. 228. Ein isolirter Felsblock auf der Burgfluh zu Wölfliswyl im Frickthal heisst der Ankenkübel; in ihm steht gleichfalls ein Kleinkindertrog. Donnert es im Berge, so sagt man solchen Leuten zu Troste, die eben ein Kind durch den Tod verloren haben: Es ist wieder ein Stein von der grossen Fluh heruntergepoltert, nun kann die Hebamme wieder ein anderes herausnehmen. Und wie zu Brugg, wird die dorten nächstgelegene Felskluft Waldbruderhöhle genannt. Mancherlei örtliche Marienlegenden und Wallfahrtsmirakel knüpfen sich an derlei Höhlen und Grotten, deutlich auf jenen Kindersegen zurückweisend, den man ihnen ursprünglich beimass. Die drei Fräulein von Landskron flohen vor Räubern bis auf eine Felsenkante

hinaus und sprangen von ihr auf den Fels hinab. Dorten verschwanden sie, denn der Fels hatte sich geöffnet und eine Grotte gebildet, die sich hinter ihnen schloss. Jetzt steht eine Wallfahrtskapelle droben mit einer natürlichen Felsengrotte, die gegen Kinderkrankheiten stark besucht ist. Kinkel, Die Ahr. Bonn 1846, 210. Die Wallfahrtskirche Maria-Stein, in einem Felsenthale des Solothurner Jura, ist eine natürliche und dann künstlich weiter ausgehöhlte unterirdische Gebirgsgrotte. Dem wunderthätigen Bild der Gnadenmutter Maria daselbst werden mehrere Legenden schwankend nacherzählt. Bald ist es das Knäblein gewesen, das dem Ritter von Rothberg nach langer kinderloser Ehe geboren worden war; bald war's ein blosses Hirtenbüblein, das hier einmal, neben seiner Mutter spielend, über die Fluh in den Felsenschlund hinunterstürzte. Als man den pfadlosen Abgrund erreicht hatte, kam das Kind unverletzt den Suchenden entgegen, ein Körbchen frischgelesener Erdbeeren in der Hand, und erzählte, eine schöne Frau habe es aufgefangen und ihm gerade da, wo nun im Felsen die Kapellengrotte ist, das Körbchen voll Beeren geschenkt. Maria mit den Rothbeeren ist in der Legende dieselbe Ammenfrau, wie in der Sage die kinderhütende Verena. Erstere überbringt den Aeltern die Neugeborenen, oder nimmt die verstorbenen Säuglinge zu sich in's Paradies und führt sie da wieder in die Rothbeeren spazieren; so erzählt man heute noch in der Oberpfalz: Panzer, Baier. Sag. 2, 13. 379. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 1, 203. Ein Kirchengemälde vom J. 1372, einst im Frankfurter Stadtspital und noch 1706 daselbst vorhanden gewesen, stellt die Mutter Maria dar, ein Körbchen Erdbeeren in der Hand, zu ihren Füssen das Christkind mit einem Vogel spielend. Frankf. Archiv I, Heft 3, 83. Das Kirchlein Maria im Stöckl bei Bruneck in Tyrol ist an der Stelle einer frühern Höhle erbaut, bei welcher den Vorübergehenden stets die Kinder abhanden gekommen waren. Eine Mutter, deren Kind auch verschwand, drang Nachts mit einem (geweihten) Licht in die Höhle und trat hier unter lauter kleine Kinder, in deren Mitte eine schöne, herrliche Frau sass, das Geraubte auf dem Schoss haltend. Zingerle, in der Ztschr. f. Myth. 1, 463. Die Höhle im Altkönig, worin die sieben greisen Männer um den Steintisch sitzen, schliesst sich, bevor die Mutter nebst den hier erhaltenen Kostbarkeiten auch ihr Kind mit herausgenommen hat, aber es findet sich nach sieben Jahren dorten wieder, blühend und frisch. Wolf, Hess. Sag. no. 2. Aus dem Wesen der Gottheit, die man im Innern des Berges und Felsens gegenwärtig

glaubte, dichtete man sich eine im Leib des Gebirges verschlossen liegende Kirche, eine versunkene Kapelle, angefüllt mit grossen Weihschätzen. Einmal des Jahres, an dem altheidnischen Festtage, öffnet sie sich dann für Glückskinder, so am böhmischen Rosenberg, éine Stunde entfernt von Hohen-Leipa. Ein Weib, das mit ihrem Kinde am Charfreitag ihn bestieg, fand ihn offen und trat in seine geheime Kapelle. Hier setzte sie ihr Kind nieder und sammelte daneben im Walde weiter ihr Leseholz. Als sie davon zurückkam, um das Kleine zu holen, fand sie den Berg verschlossen. Sie musste allein heimkehren und betete das ganze Jahr, Gott möge ihr Kind beschützen. Am nächstfolgenden Charfreitag gieng sie wieder zu dem Berg, da eilte ihr das Kleine aus der offenen Kapelle entgegen, fröhlich erzählend, eine schöne, freundliche Frau habe ihm jeden Tag Nahrung gebracht, die Zeit sei ihm dabei so schnell vergangen, als ob es bloss eine Woche im Berg gewesen sei. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 298. Es wird sich nachher bei der Besprechung des Namens Roggenstein erklären, dass sich diese legendarischen Züge auf die Götterfrauen Hulda, Berta, Isa und Frouwa stützen.

Der **Sachs**, ein Gottes-, Volks-, Waffen-, Orts- und Geschlechtsname. — In der althochdeutschen Sprache wird der Stein, der Mensch, sein Gott, sein Volk und seine Waffe mit einem und demselben Worte benannt: Sachs. Der Feuerstein und das in den Holzgriff gefasste Steinschwert heisst *sahs*; nicht etwa entlehnt oder abgeleitet von *saxum* und *secare*, sondern mit diesen Lateinwörtern selbst urverwandt. Das Volk, das mit solchen Kieselsteinwaffen focht, hiess das Sachsenvolk, und der ihm den Schlachtensieg verleihende Stammgott hiess altsächs. *Saxnôt*, Schwertgenosse, in den angelsächs. Stammtafeln *Saxneát* genannt, einer der Söhne Wuotans. Der Sachsen Stammgott ist also ein Steingott, seine und des Volkes Waffe ist der zur Säbelschneide zugehauene Feuerstein, und sein Name kehrt wieder in der ersten Abschwörungsformel, mit welcher der norddeutsche Heide vor dem Christenpriester den Göttern entsagte. Hier werden als die drei obersten Gottheiten genannt: *Thunaer*, der Donnergott; *Woden*, ahd. Wuotan, altnord. Odhinn, und *Saxnôt*. (Aufzeichnung im 9. Jahrh. Pertz 3, 19.) Die Erinnerung aber an die Ursprungssage des Volkes aus dem vergötterten Stein dauerte noch lange fort. Im Annoliede des 12. Jahrhunderts wird von den Steinbeilen der thüringischen Sachsen gesagt, dass letztere ihren Namen eben von diesen scharfen Messern trügen:

cin Duringin duo dir siddi was,
daz si mihhili mezzir hiezin sahs;
von den mezzerin also wahsin
wurdin si geheizzin Sahsin.

Der Pfaffe Konrad in seinem Rolandsliede 797 wiederholt diese stehend gewesene Phrase: *die steinherten Sahsen.* Die Glosse zum Sachsenspiegel beruft sich ausdrücklich auf diese Deutung des Sachsennamens: „denn wir sind gegleichet den Kieslingsteinen in unsern Streiten.“ Weitere Belege hierüber aus den Chronisten Widukind, Gotfried von Viterbo, Nennius, sowie aus den Rechtsbüchern können nachgelesen werden bei Grimm, RA. 772. 956. Gesch. der deutsch. Sprache 610. Bei Massmann, Kaiserchronik 3, 485. 1010. Der Name Sachs vererbt sich sodann in der deutschen Heldensage auf die Waffen der Heroen. Dietrichs, des Riesen- und Zwergenbesiegers, alles zerhauendes Schwert heisst Eckesax, eigentlich ein das schneidende Steinschwert bezeichnender Pleonasmus. Jarnsaxa, d. i. die eisenfeste Klippe, der scharfe Eisenstein, wird in der Edda des Donnergottes Gemahlin genannt, die zugleich eine der neun Mütter des Schwertgottes Heimdal ist. Der Name Sax für ein langes Beimesser ist bei den oldenburgischen Saterländern jetzt noch gangbar (Klopp, Gesch. Ostfrieslands 8), und der alte Rechtsbrauch der Nordsachsen, bewaffnet mit diesen hirschfängerartigen Messern beim Volksgericht zu erscheinen, ist nach Grimms Bericht (RA. 772) noch zu Anfang dieses Jahrhunderts den mit diesen Ueblichkeiten nicht vertrauten preussischen Beamten zu ihrem Schrecken sichtbar geworden. Daher durfte schon der wackere Neocorus in seiner Ditmarschenchronik (44) derjenigen deutschen Gelehrten spotten, die dieses Wort ebenso unnützer Weise aus dem Lateinischen ableiteten, wie man heute vielleicht es aus dem Keltischen abzuleiten beliebt. Von den Welschen, sagt Neocorus, haben wir unsere Volksnamen schon deshalb nicht entlehnt, weil wir von ihnen ebenso wenig wissen, als sie von uns. Sachss, fährt er fort, heisst auf altdeutsch ein Messer, *und so hett noch bi den Oberlendern Sachsz ein Mest, Scharsachsz ein Schermeszer.*

Ein gleiches Schwanken hat auch in der Behandlung jener Ortsnamen geherrscht, die zum gleichen Wortstamme gehören. Die Ortschaften Sax und Hohensax gründen sich auf ein gleichnamiges Adelsgeschlecht, das latinisirt urkundlich sich *de rupe* nannte. Gleichwohl haben beide einen Sack in's Wappen genommen, wie

das verwandte Edelgeschlecht von Mosax einen Kornsack. Ild. von Arx, Gesch. v. St. Gallen 1, 538. Schon in einer Urkunde von 940 wird das Graubündner Schams fälschlich als ein *Sexamnes* gedeutet (Zürich. Antiquar. Mittheil. Bd. 13, Heft 4, 138), obschon der Ort in rhätischer Sprache *Sessam* und in italienischer *Sassame* heisst, also beiderseits *saxum* bedeutend. Den Bündner Ort *Seissa*, oberhalb Tusis im Domleschger Thale, erklärt man gleichfalls aus dem latein. *saxum*, obschon doch die mundartliche Form des Wortes Sense (ahd. *seginsa*) selbst Seissä lautet. Kaum minder häufig als im romanischen Bünden finden sich im reindeutschen Oberwallis, ferner in Unterwalden und im Berner Oberlande die wiederkehrenden Localnamen: Saxon, Sachselen, Lützelsachsen, Sassel, Sassbach (er fällt in den obern See auf dem Grimselberge). Das oberpfälzische Städtchen Hilpoltstein heisst urkundlich 1345 *da ze dem stein.* Das Siegel seiner Burgherren zeigt einen Adler auf einem Bühel sich zum Fluge anschickend „mit ausgebreiteten Sachsen", und der Umschrift: *sigill. Hiltipoldi de Lapide.* Bavaria 2, 512. So setzt auch die Peutingerische Tafel an die Stelle der beiden vorhin genannten Bündner Ortschaften *Sessam* und *Seissa* topographisch einen Ort *Lapidaria* an, und so sprechen eine Reihe von Ortschaften schon in ihrer ältesten Namensform den Beweis aus, dass das Wort Sachs nicht ein aus dem Latein abgeleitetes, sondern der deutschen Sprache zugehörendes ist. Der Deutsche, der bereits in seiner alten Göttertrias den steingewachsenen Riesengott Sachs mit aufzählte, konnte diesen Namen unmöglich aus einer Sprache entlehnt haben, die nicht einmal ein eigenes Wort für den Begriff Bergriese besitzt, sondern das griech. Gigas, Titan, Cyclops dafür borgen muss. Findet sich aber der Wortstamm *sax* wie in der deutschen, so auch in der altitalischen Sprachenfamilie vor und ist er aus dieser übergegangen in das Dacoromanische, Rhätoromanische, Provenzalische, so ist dies ein Beweis, dass er beiderseits dem indogermanischen Sprachstamme angehört, in ihm aber eben jener vorhistorischen Periode, deren Begriffe und Anschauungen nicht durch jene Sprachen, wohl aber durch die deutsche nachweisbar sind. Allerdings erzählt Livius 1, 24, dass die dem Jupiter zu opfernden Eber zur Zeit der Könige noch mittelst eines Steinmessers: *saxo silice* geschlachtet worden seien; aber ohne diesen oder den gleichzeitig erwähnten Brauch der *herba pura* erklären zu können, übergeht er auch die dabei gesprochenen Schwurformeln, weil es vielerlei Worte seien: *quae longo effata carmine non operae est referre.*

Flinsen und **Runsen** nennt man im Gebirge einen Längenbruch der Felswände, durch welchen Erde und Gestein losgerissen zu Thal stürzen. Sie sind von Wilden Männern und Weibern bewohnt, welche nach dem abrutschenden Geschiebe und dem im Sturze Funken sprühenden Felsen vom Vorarlberger die Rutschifenggen, vom Tiroler die Runzen genannt werden. Ueber Beide sind die Sagensammlungen Vonbun's und Zingerle's am ergiebigsten. Im Pitzthale, einem Nebenthale des Inn, hält man die Runsen für Waldweiber von hoher Gestalt, grossen funkelnden Augen, struppigem Langhaar, in unzugänglichen Felsen wohnend. Pfeiffer, Germania 2, 213. Ihr Name ist ein mythischer. Das Eckenlied nennt Rutze und Rütze ein ihre zwei Söhne im Walde aufziehendes Riesenweib, im Heldenbuche wird dieselbe Runtze genannt. Der Bericht an den schweiz. Bundesrath: Ueber die Hochgebirgswaldungen 1862, 100—103 lässt erkennen, welche Anwendung diesen Benennungen heute bei den Aelplern gegeben wird; folgende Anführungen sind daraus entnommen: An Runsen, Flinsen und Bächen darf nur mit Bewilligung der Tagwenräthe Holz gehauen werden. Glarner Forstordnung von 1806. Bei Flinsen, Runsen und Lauizügen soll der Boden mit Weidenstöcken besetzt werden (vom J. 1820). Flinsen, Runsen und Wildbäche sollen verbaut werden (vom J. 1851). Der Flinsstein ist der Feuerkiesel, die Monseer Glossen übersetzen *flinssteina, petra focaria, silex.* Die keilförmigen Steine, die der Donnergott vom Himmel wirft, sind Flinse: *ein vlins von donrestrâlen.* Wolfram v. Eschenb. 9, 32 in Grimms Myth. 163. Vom geheiligten Flinssteine hat das oberbaier. Dorf Flinsbach Namen und Wallfahrt bekommen. Petrus (der an die Stelle des deutschen Donnergottes tretende Apostel) hat daselbst auf dem Petersberge in der Nähe der dorten stehenden Kapelle seinen Stab fallen lassen (den Blitzhammer, den wir sogleich als den Mangsstab zu schildern haben); unten am steilen Berge hat er gerastet. Nun sieht man im Felsen die Höhlung, die sein Stab eindrückte, unten aber ebenso seinen Sitz mit den eingedrückten Vertiefungen von Händen und Füssen. Panzer, Baier. Sag. 1, no. 275. Die Beschaffenheit dieses Flinses ist von der Thorsteinsaga geschildert, die alte Züge aus dem Göttermythus des Thôrr an den Helden Thorstein geknüpft hat. Dieser erhält von einem Zwerge einen Stahl und einen dreifarbigen Feuerstein von dreieckiger Gestalt; der Stein trug die Wunschgabe in sich, nach jedem Wurf in die Hand des Besitzers zurückzukehren, wie in der Edda schon von dem Blitzhammer des Donnergottes erzählt ist.

Schlug nun Thorstein mit dem Stahl an den Stein, wo derselbe weiss war, so entstand ein solches Hagelwetter, dass Niemand dagegen ansehen konnte; schlug er an, wo er gelb war, so kam sogleich Sonnenschein, dass aller gefallene Schnee schmolz; schlug er aber an die rothe Seite, so brach Blitz und Donner mit fliegenden Funken hervor. Russwurm in der Zeitschr. f. Myth. 1, 414. Dies ist die Erzählung von der Wirkung, welche das Alterthum in den dreieckigen Flins verlegte; der Römer nannte ihn das *fulmen trisulcum* und legte ihn als Donnerkeil, der oben und unten drei Spitzen und dazu die dreifache Wirkung hatte von Donner, Blitz und Hagel, dem Jupiter in die ausgestreckte Hand: drei der Strahlen aus Hagel gezackt. Virgil. Aen. 8, 429.

Betrachten wir nun die verschiedenen Formen, unter denen der Flinsstein heute noch seine bald religiöse, bald landwirthschaftliche Rolle spielt.

Am Peterstage klopft man mit einem Hammer an Hauspfosten und Schwellen, um das Ungeziefer daraus zu vertreiben. Wöste, Westfäl. Volksüberlief. 24. Am St. Mangstage (6. Sept.) schneidet man Haselruthen und steckt sie gegen die Krautwürmer in die Ackerenden. Schönwerth, Oberpfalz 3, 283. Petrus und St. Magnus mit Schlüssel, Hammer und Stab erinnern an den goldenen Schlüsselbund der Weissen Frau, d. i. an den im Gewitter niederfahrenden Zickzack des Blitzes, der den Segen der Wolken erschliesst, oder auch die Plage des Ungeziefers vertilgt, wie die feurige Blitzlanze legendarischer Heiligen und Helden die Würmer und Drachen des Gebirges durchbohrt und deren Schatzhöhlen öffnet. Unsere auf bestimmte Festtage gebackenen Wecken und Fladen sind theils ihrem Namen, theils ihrer Gestalt nach alte sinnbildliche Wiederholungen dieser Donnerkeile und Donnerbeissel. Eine St. Galler Glosse aus dem 9. Jahrhundert schreibt: *cuneus, weggi; cilindros kraphilin.* Hattemer Denkm. 1, 266. Das Gebäcke, Namens Dreispitz, beschrieben im Oberrhein. Kochbuch 272 (Mülhausen 1825) bildet ein Dreieck, wie die zwei Enden des Donnerhammers, verbunden mit dem Hammerstiel, ein solches bilden. Die Zeit, sie zu backen, ist landschaftlich eine verschiedene; zu Ilseburg am Harze und im Wendlande kommen diese dreieckigen Kröppeln je mit der Fasnacht, also gerade mit dem alten Feste Donars, zum Vorschein (Wolf, Beitr. 1, 78); in Hessen je auf Weihnachten; immer erscheinen sie als ein für die noch erwartete oder schon geschlossene Ernte bestimmtes Opferbrod. Auf den altaargauischen Dorfkirchweihen spielt man um dünne Lebzelten; die kleinern, viereckig,

und roth gefärbt, heissen Feuersteine, die grössern Dreispitz, Dreizüpf, Baselstab; in katholischen Ortschaften nennt man dieselben Mangsstab, Heiligkreuz. Sie werden in jenen Thalschaften, wohin die Mode noch wenig vorgedrungen ist, in der vollständigen Gestalt eines nach seinen drei Seiten kunstgerecht begrenzten Keiles gebacken. Das westfälische Festbrod Heitewiggen, von holländisch *wig*, Keil, wird zu Ostrich im Kreise Iserlohn in Form eines abgerundeten Doppelkeiles gebacken, auf der obern convexen Hälfte theils mit einem Andreaskreuze verziert, durch dessen Mitte ein dritter Balken herabgeht, theils mit einem stumpfen lateinischen Kreuze. Schriftl. Mittheil. von Wöste. Die Ermeländer Schmalzkuchen und die Danziger Süssbrode, die zum Schweinefleisch gegessen werden, nennt man dorten Schmalzkeilchen, Pflaumenkeilchen. Schriftl. Mittheil. von Mannhardt. Auch Frankreich backt solcherlei eckige Keilbrode; sie heissen *cugniue* im Patois des Departements de la Meuse; franz. ist *cogneux* Schlegel, *cognée* Axt. Sind Pflaumen darauf gebacken, so heissen sie mit anzüglicher Nebendeutung *quina*. (Mémoires de la société royale des antiquaires de France, tom. 10.) Der *Quignot* gilt dafür in der Picardie; in der Kirche zu Bray hat ihn ein Schüler dem Priester zu überreichen, während dieser die Weihnachtsmette singt. Indess dann der Priester den Knaben in die Luft hebt und dreimal ausrufen lässt, Weihnachten! wird der Kuchen unter die Anwesenden vertheilt. (Mémoires de la société des antiquaires de Picardie. Amiens 1851. Tom. 1, pg. 580.) In den Basler Jahrzeitbüchern kommen für die festliche Begehung des Gregoriustages bestimmte Stiftungen eigener Festbrode vor: *pro cuneis sive cuneolis*. Auf dem Basler Schulhause lag die Servitute, sie zu backen und den Armenschülern und Singknaben auszuspenden. Dieses Schulhaus aber war schon seit dem Jahre 1280 in einem Gebäude, welches damals *Mont Job* hiess (das ist der Name des *Mons Jovis* oder Bernhardin) und heut zu Tage die Diakonswohnung ist; dasselbe musste je am Gedächtnisstage eines Stifters aus einem Viernzel Spelt, dem Viertel eines Malters, achtzig solcher *cunei* oder Spendkeile backen. Fechter, Basel im XIV. Jahrh. pg. 71. 97. Das Keilbrod ist also nach des Donnergottes Keil benannt, der Weck eine Gabe des Erntegottes, wird ihm zum Ernteopfer in Form des Donnerkeils gebacken, welcher schwedisch selbst Thôrviggar hiess. Noch legen die Inselschweden einen Donnerkeil *(bisavigg)* in die Wanne des Saatkornes, dann schadet das Gewitter der Frucht nicht. Russwurm, Eibofolke 2, 249.

Ein weiteres alterthümliches Wort für Fels ist in romanischer und deutscher Sprache **roche** und **Roggen.**

Für die romanische Sprache bringt der Ausdruck keinerlei Bedenken mit sich, um so mehr aber für die deutsche; gleichwohl ist er in beiden Sprachen, wie mir scheint, einlässlicher Untersuchung gleichmässig bedürftig.

Ein Jurafelsen von bedeutender Grösse, eine Stunde von Neuenburg ostwärts am Seeufer gelegen, heisst *la roche de l'éremitage.* In der Höhle des Felsens soll Pater Jakob, ein Mönch aus der Abtei Landeron, einsiedlerisch gelebt und den Versuchungen des Teufels getrotzt haben, der ihn mit Schwärmen von lachenden, tanzenden, singenden Feen in seiner Andacht zu stören suchte. Schliesslich liess er sich in einen Wettkampf mit dem Bösen ein, den er siegreich bestanden haben soll; zum Zeugnisse dessen sollen ehemals Eindrücke von Rosshufen und zugleich vom Schuhabsatz des Pater Jakob am Fels zu sehen gewesen sein.

Der romanische Name für Waldfelsen von spindelartiger Gestalt: *rocca, roche,* geht über in den wirklichen der Spindel; man nennt im Waadtlande und Hochburgund solche schlankgestaltete Felsen: *quenouille des Fées (fatae, sorores), quenouille à la bonne fée; à la bonne dame,* altdeutsch *diu guote vrouwe.* Zugleich aber findet sich derselbe Wortstamm vielfach im Deutschen in demselben Sinne wieder. Ruckbein, Hausruck, Roggenstein, Hundsruck sind aller Orten deutsche Fels- und Bergnamen, die man vergeblich auf einen auf solcherlei wildliegenden Höhen ehemals getriebenen Roggenbau beziehen würde. Unser Roggenhäuser Thälchen dahier, ein zunächst der Stadt Aarau gelegenes anmuthiges Felsenthal, ist heute noch ausschliesslich auf Milchwirthschaft angewiesen. Das Schwarzwälder Rockertweibel ist das altherrische Landesgespenst im Rockertwalde (Baader, Bad. Sag. in Mone's Anzeiger) und das altbaierische Rockadir'l ist die am Tegernsee hausende Geisterjungfrau. Zwei den Waldstätter See überragende Felszacken, der Mythen- und Schwyzerhôken, heisst man Rockenstock und Spinnerin. Meyer-Knonau, Kanton Schwyz 37. Diese Namen sind alt. Der Wettinger Abt Silbereisen, der im J. 1576 seinen „Auszug etlicher Chroniken" verfasste, meist nach Etterlins Luzerner Chronik arbeitend, nennt abweichend von diesem, die beiden Felsen des Rütli am See das Betli und den Roggenberg. Es fehlt also dabei obige Spinnerin; denn der Name Roggen ist hier nicht *colus,* sondern *petra.* Auch Betli hat hier den ältern Begriff von Bettung und Altar, goth. *badi,* ahd. *petti*: Altäre, die man im Winter mit

Korn und Stroh, im Sommer mit Gras und Blumen umstreute. Daher rühren denn auch die urkundlichen Brunhilden- und die sagenhaften Hünenbetten, die unser Volk selbst noch „Heidenaltäre, Teufelskanzeln, Heidenhüwels, Heidenkerken“ nennt. Kuhn, Westfäl. Sag. 1, pg. 39. Urkunde von 1043: *lapis, qui vulgo dicitur lectulus Brunnihilde.* Urk. von 1221: *Brunnehildenstein* (beide bei Frankfurt). Urk. von 1334: *hin gein Sarbrucken biss an den stein, den man spricht Chriemhildespiel.* Er heisst jetzt der Spielstein. In den Sagen auf Farö und Hven (Stockholm 1815) heisst es: Nördlich bei Karlshögaslott befanden sich in einem länglichen Viereck aufgestellte Steine, welche der Frau Grimild Grab hiessen. W. Grimm, D. Helden-S. Kaiser Karls Bettstatt heisst ein grosser, sagenberühmter Stein auf dem Landgute Reichenstein bei Montjoie. Schmitz, Eiflersag. 2, 96. Der Vertragsbrief im Rechtsstreite zwischen dem Abt Joh. Christof von Muri und den Landleuten Wolleb und Meier von Dintikon vom J. 1563 (Archiv Muri) nennt unter den der Leutpriesterei zu Villmergen zinsfälligen Gütern: In Langelen vier Juchart Ackers unter dem Roggenstein, und gat der Weg derdurch gan Thettigken. Die urkundlichen baierischen Ortsnamen in Panzers Sagen 1, 375: Rockenstein, Ruckenstein, Rokkenbrunn ergeben keinen Sinn, wenn man sie nicht sprachlich zusammenhält mit den Schwungsteinen, die in England *Rockingstone* heissen, in Dänemark *Rokkestene,* in Frankreich *roch branlaire, pierre qui croule, qui danse.*

Allein wie sich das romanische *roche* in *quenouille* verkehrt, so das deutsche Roggen in Kunkelstein, Spindelstein, zusammengezogen Spielstein, in Spinnwirtel, endlich in Hollenstein, weil meist Localsagen hinzutreten von der spinnenden Frau Holla. Wie der Riese ein Rinderhirte ist, so erscheint die Riesin als Hausfrau mit Rocken und Spindel. Eifersüchtig verschleudert sie ihren Wirtel gegen das badende Aarweib, das der Bergriese mit lüsternem Auge betrachtet hat. Da liegt nun ihr Wirtel drunten in der Aare und starrt als Felsen aus den Fluthen bei der Stilli: Aarg. Sag. 2, no. 435. Derselbe hat nachmals sogar als Landesmarke gegolten. „Der Marckenbrief entzwüschet der Grafschaft Baden und der Herrschaft Schenkenberg ao. 1602“ beginnt die Ansetzung der beiderseitigen Landmarken also: Namlich und des ersten, so solle die Landmarch anfangen vom Laufen oder Wirten der Aaren, undzig an den Klopfbrunnen, alda ein Marchstein bei einer Eich gesetzt. Württembergs vielgedeuteter Name ist abzuleiten von einem solchen auf der Berghöhe ragenden, die Landesgrenze bestimmen-

den Felswirtel. Schwere eiserne Wurfbüsten, mit denen man in die Wette warf, nennt man in Baiern Wirdinger (Panzer, Baier. Sag. 2, 390. 401) und die Wasserwirbel des Inn, in die man sie schliesslich versenkte, heissen gleichfalls Wirten und Wirdin (Schmeller, Wb. 4, 165). Wir werden nachher noch erklären, dass dieses Verschleudern geheiligter Steine in Flüsse und Seen dazu diente, das Gelingen der Ernten zu fördern. Die drei Sterne, die den Gürtel des Orion bilden, heissen in Oberdeutschland die drei Mäder, in Böhmen *Kosy*, Sensen, in Polen *Kosy*, Mäher — weil das Gestirn etwa zur Zeit der Heuernte aufgeht; allein eben dasselbe heisst schwedisch Mariärock, Friggerock: *Friggae colus*. Bekanntlich verschenkt die umziehende Frau Holla an fleissige Dirnen Spindeln und zündet faulen den Rocken an. So sind die Götterfrauen Frigg und Huld Vorsteherinnen des Spinnens und Webens, und noch im 16. Jahrhundert ist dies in unserer Redeweise nicht vergessen gewesen. Des Chronisten Heinrich Bullinger Aeltermutter, eine geborene Küeferin aus Brugg, starb zu Bremgarten 1522, zweiundachtzigjährig. Sie hatte von ihrer Mutter das Gewandwirken erlernt, „die heidnisch arbeit genampt, die nit gar brüechlich zun selben zeit war“. So schreibt der Chronist H. Bullinger in seinem hds. Werke, „Verzeichnus der Bullingeren 1568“. Das Original ist gegenwärtig Besitz von Jul. Waldesbül in Bremgarten. Von seiner eigenen Tochter Anna, geboren 1530 und vermählt an Zwingli's Sohn Ulrich, sagt er gleichfalls: „disse kont wol würken dass heidnisch werk. Diese Anna Bullingerin hat von ihr Mueter Gertrud Küefferin gelehret würken heidnisch Werk, hat hüpscher arbeit gewürkt vnd es meiner Anna Zwinglj gelehret. Das syn wol die 4 oder 5 würkerin gesein, do je eine dess gschlächts von der anderen würken gelernet.“ Wie das Wirken und Weben als heidnisches Werk angesehen ward, so war auch in dem Wesen von Hulda und Frigg unvergessen, dass beide Göttinnen ursprünglich riesiger Abkunft gewesen waren; und so fallen sie späterhin wieder in diese gröbere Gestalt zurück. Eine Frau Hulda mit der Potznasen kennt Luther, eine Frau Precht (Berchta) mit der langen Nas, mit der eisernen Nas, nennen Vintler und Martin von Amberg (Myth. 255. 256). Eisenschädel und Langnase ist nämlich ein riesisches Epithet: Hornnefja (die Hornnase), Jarnhaus (Eisenschädel), Jarnnef (Eisennase), Jarnsax (Eisenmesser, des Donners Weib) sind altnord. Riesennamen, gleichwie das schlesische Buschweib von heute einen Eisenkopf hat und die Baiern von einer Eisenberta erzählen. Sie wurden trotz ihrer steinernen

oder eisernen Missgestalt als Göttinnen der häuslichen Betriebsamkeit verehrt. Die Glarner Frauen von Enneda giengen sonst am ersten Tagé, da dorten die Abendsonne wieder in's Thal scheint, zusammen hinaus an den Gässlistein, einen ungeheuern Felsblock am Fusse der Rothriese (Felsabsturz), und spannen auf diesem Felsen. Blumer-Heer, Kant. Glarus 610. Ein hoher Felsstock im Gebirge von obersteierisch Weichselboden ist die sammt ihrem deutlich zu sehenden Spinnrade versteinerte Spinnerin. Wolf, Ztschr. f. Myth. 2, 23. An die Spindeln verschenkende Frau Hulda reiht sich die spinnende Frau Berta an im Heidnisch-Mythischen und im Geschichtlichen. Karls d. Gr. Mutter ist Berhtrada; ihre Tochter heisst im Gedichte König Rother Gertrud, die Heilige von Nivelles, in Brabant. Eine Tochter desselben Namens hat Karl, zu Folge des Codex Vindob. 42:

sît gewan der selbe gotes trût
ein tohter, diu hiez Gêrtrût,
dîe heilige vrouwe,
diu lît ze Haspelgouwe.

Einhard in der Biographie Karls erzählt, indem er des Suetonius Biographie über Augustus nachahmt, Karls Töchter hätten fleissig spinnen lernen müssen. So ward aus der spinnenden Ahnfrau Berta eine in's Riesenhafte zurück vergröberte: *Berhte mit dem vuoze, Baerte mitten brêden voeten, Berthe au grand pied, reine Pedauque* (d. i. *regina pede aucae*), deren Bild in alle Kirchen gestellt ward. Ebenso geschah Berta's Tochter, die als hl. Gertrud, die beweifte Spindel in der Hand haltend, auf den Altären abgebildet ist. Vgl. Massmann, Kaiserchronik 3, 479. Von dem eben erwähnten Haspelgau wissen auch die Aargauer Sagen zu berichten. Der Giebel, ein abgeholzter Bergabhang im Engstthale, zum Dorfe Ober-Entfelden gehörend, lässt noch jetzt altes Mauerwerk erkennen und heisst im alten Dorfrodel *In der steinj mû'r.* Hier stand einst die herrliche Burg des Giebelkönigs, von hier aus pflegte er in goldener Kutsche in sein Reich hinabzufahren. Auch jetzt noch thut er dies nächtlicher Weile, so oft die Witterung umschlagen will. Unter grossem Getöse rollt seine Kutsche bergab, ein Reiter auf einem Eber, ein anderer auf einem Esel folgen ihm, jeder hat eine Reihe Milchkellen an Riemen über die Brust geschnallt. Inzwischen sieht man dann auf der kahlen Spitze des Berges ein glänzendes Rad sich umdrehen. Dies ist seiner Frauen goldener Garnwendel.

II. Riesenappellativa, in Volks- und Geschlechtsnamen fortdauernd.

Die Wilden Männer kommen in der heutigen Schweiz noch als Brunnenfiguren, Wirthsschilde, Fasnachtsmasken vor, aber auch als stehende Figuren bei Schwingfesten und Aelplerkilbinen. Wir nehmen hier das geringfügiger Scheinende des Stoffes voraus. Wenn sonst zu Basel mit dem 15. Januar die Fasnacht begann, erschienen Mittags Schlag 12 Uhr drei abenteuerliche Masken auf den Strassen: Löwe, Greif und Wilder Mann. Jedem der drei Ungethüme wurde sein besonderes Leibtänzchen mit Trommel und Pfeife aufgespielt und von ihm mit alttraditioneller Kunstfertigkeit ausgeführt. Sie waren die Repräsentanten der drei Stadtzünfte zum Rebhause, zum Greifen und zum Hären (Garn und Strick zur Vogelbeize), in deren Händen bis auf die Neuzeit das ganze Vogtwesen der Bürgerschaft von Kleinbasel lag. Beim Festmahle der Drei wurde dann allen Bedürftigen Wein und Brod aus dem Gesellschaftsvermögen verabreicht zur Verbürgung der örtlichen Tradition, als hätten einst, da noch waldige Wildniss Stadt und Umgegend bedeckte, diese drei Unwesen hier gehaust. — Die Sennbruderschaft von Gersau am Vierwaldstätter See feiert ihren Jahrestag mit Hochamt und Zunftschmaus alljährlich als denjenigen, an welchem die zwei letzten Wilden Männer sich auf der dortigen Alpweide hatten blicken lassen. Zwei in Laub gekleidete Vortänzer, man nennt sie die Tschämeler (Banktänzer), lässt sie im Festzuge mit aufrücken und von zweien der tüchtigsten Tänzer unterstützen. Wanderer in d. Schweiz 1840, 309. Die Unterwaldner Aelplerkilbi erinnert gleichfalls an diese Wilden Männer, als an die ursprünglichen Eigenthümer der Alpweiden. Sie beginnt am Wendelinstage, dem Schutzpatron der Genossenschaft, mit Hochamt und Predigt zum Ruhme des Hirtenstandes. Hernach folgt das Fahnenschwingen; alle Sennen stehen in einen Kreis, die Musik spielt und ein gewandter Jüngling schwingt über allen Häuptern fort und fort die Fahne der Bruderschaft. Nun erscheinen die beiden Festmasken, Wildmannli und Wildwibli. Beide sind in Tannrath gekleidet, Mooshütchen auf dem Kopfe, tragen Tanngrotzli in den Händen (Tannendolden), sie liebkosen und verschleudern ihr Kindlein, das Lumpenditti, kehren der Procession voraus die Strasse zum Wirthshause und halten da bei Tische einen gereimten Dialog ab, welcher sich dem Kampfspruche vergleicht, den die oberdeutschen Masken Sommer und Winter sprechen. Businger, Kant. Unterwalden 80. Die Urner Jugend tanzte sonst zur

Fasnachtszeit um den Wildenmannsstein im Bannwalde ob Schaddorf und lief hierauf vermummt in Tannenreis und kettenklirrend in die nächsten Dörfer, wo man ihr Milchmahlzeiten vorzusetzen pflegte. Dies geschah zur Erinnerung daran, dass hier der letzte Wilde Mann gesehen worden sei. Allen diesen Masken ist die vom Sturmwind entwurzelte Bergtanne und die klirrende Kette gemeinsam, an welcher der heulende Windhund angebunden liegt. Das Glarner Landvolk erzählt noch von angeblichen Waldbrüdern, die als Wilde Männer und Heiden die Ueberbleibsel der Urbevölkerung sein und in der Wildniss des Gebirges ein unbekanntes Leben fortfristen sollen. Der romanische Bündner nennt den Wilden Mann *ilg humm sulvady*, giebt ihm aber nur eine Grösse von dritthalb Fuss, sein Weibchen, die Fenka, ist noch kleiner. In Deutschbünden heissen sie Waldfenken, und ihre verlassenen Hütten im obern Gebirge die Heidenhüsli. Neue Schweiz.-Bl. 1850, Heft 1.

Wer nicht bedenken mag, dass ächte Sage immer nur davon erzählt, was zugleich thatsächlicher positiver Glaube der Vorzeit gewesen ist, der wird diesen vereinzelten Angaben freilich wenig Werth beilegen und historische Beweiskraft noch viel weniger. Er verlangt nicht Sagen, sondern Urkunden, Schwarz auf Weiss. Zufälliger Weise kann ihm auch dieser Wunsch einmal erfüllt werden; obschon uns selbst eben diese sogleich mitzutheilenden Urkunden dasjenige keineswegs erweisen, dessentwegen man sie citirt. Wir geben die nachfolgende Einzelnheit aus der Geschichte einer Wildenmännergemeinde getreu nach dem Berichte des wakern Historikers Ildeph. v. Arx, Geschichte von St. Gallen 2, 453: „Das Calveiserthal (Calvesana) im Sarganser Lande nennt man die wildeste Gegend, die im St. Galler Lande zu finden ist. Drei Stunden weit durchzieht es ein Gletscher, Bären erneuen von Zeit zu Zeit darin ihr altes Heimathsrecht, nur der Sommerweide wegen wird es von den Hirten besucht. Um so mehr verwundert es, durch urkundliche Beweise zu erfahren, dass es vor Jahrhunderten bewohnt gewesen. Im Gegensatze gegen den an andern Orten gewöhnlichen Gang der Landescultur, in denen Häuser entstanden, wo vorher keine waren, verschwanden hier die, welche vor Altem dastanden, und die ganze Calveiser Gemeinde starb entweder aus, oder entwich vor dem immer mehr sich ausdehnenden Gletscher. Hier war eine Gemeinde mit Ammann und eigenem Gerichte gewesen, gefreit von allen jenen Abgaben, welche die Alpen ringsum an das Stift Pfeffers entrichten mussten. Laut Urkunde von 1398 war dorten das Geschlecht der Sutter wohnhaft; ihre Ammänner, Alt-

ammänner und Beisitzer erscheinen noch 1473 vor dem Landvogte zu Sargans, um gegen Eingriffe in ihre Alpordnung das Recht anzurufen. Seit dreihundert Jahren steht nun das Thal menschenleer, nur die Alpen tragen noch die Namen jener Gemeindeämter, welche die ehemaligen Besitzer bekleidet hatten. Es steht noch eine Kapelle dorten, ihr zunächst der alte Calveiser Kirchhof. Hier hat man ungeheuer grosse Menschenknochen vorgefunden und als eine Seltenheit weit verschickt. Nach dem Zeugnisse einer allgemeinen Volkssage befanden sich unter den Calveisern einige Riesengeschlechter. Jenes schon vorhin genannte Geschlecht der Sutter, welches dies Thal am letzten verliess, blieb in Glarus, wohin es gezogen war, lange noch durch seinen hohen Wuchs ausgezeichnet."

Wo jene Todtenschmäuse zum Gedächtnisse der Ureinwohner nicht mehr stattfinden, da bestehen zum Theil noch kirchliche denselben geltende Andachten fort. Im Berninathale und in Samaden wurde für die Wilden Männer bis zur Reformationszeit eine bestimmte Messe gelesen, *la messa di Rossedi* genannt, für die nun unter den Gletschern Wohnenden. Sie waren hier die Ureinwohner, bis der Alles übereisende Rosedigletscher sie verschüttete. So hat der Gemsjäger Colani unserm Linguisten und Mythographen L. Steub im J. 1852 an Ort und Stelle erzählt. Das letzte Ueberbleibsel dieser heidnischen Gemeindebräuche verräth sich in der spätern nur vereinzelten Ueblichkeit, den Winden Mehl zu streuen, den Sturmwind mit Brod zu füttern, der Bercht und der Wilden Frau Speisen auf Kreuzwege und Feldsteine zu stellen. Myth. 403. 602. Die Luzerner Sennen pflegen bei ihren Schwingfesten den stärksten Ringer ihrer Partei in Ketten auf den Kampfplatz zu führen. Dabei geberdet er sich wie rasend und wälzt sich auf der Erde. Er tritt erst dann in die Schranken und entscheidet Sieg oder Niederlage, wenn jeder seiner Kameraden von den Gegnern zweimal auf den Rücken geworfen ist. Dann ist seine Partei „unheer", d. h. muss sich aus Erschöpfung ergeben. Das Gegentheil von Unher ist der Riese *Eishere* aus dem Thurgau, von dem der Mönch von St. Gallen lib. 2, c. 12 sagt, er sei seinem Namen nach schon ein bedeutender Theil eines furchtbaren Heeres gewesen. *Egishêre* ist *terribilis exercitus.* — *monstri* sind *egisen*: Hattemer, Denkmale III, 603 a. Einen gleichnamigen *Eisheri, miles Iringi, filii Dietbaldi,* verzeichnen die München-Freisinger Hdss. Pertz, Archiv 7, 812. Im Liede vom König Rother wird der Riese Asprian gekettet auf den Turnierhof herbeigeführt. Er focht im Heere Karls gegen solcherlei Völker, deren Namen selbst wieder zu

Riesennamen wurden: Böhmen, Wilzen, Avaren und Wenden. Die Haslithaler Sage erzählt vom Riesen Raubold, der sich die Beine selbst zusammengekettet hatte. Aus Unterwalden herüberkommend, erschlug er im Hasli die Ahnfrau der Zwerge, die gute alte Ute, die des Thales Wohlthäterin gewesen war. Alpenros. 1823, 219. Im Roman Simplicissimus (edd. A. Keller, pg. 945) erzählt der Autor, wie ihn eine Gauklerbande nackt entkleidet, Moos um die Lenden gehüllt und Ketten an die Hände gelegt habe, um ihn so als Wilden Mann um Geld herzuzeigen: Als ich nun meiner Ketten, daran mich die Mausköpf (Spitzbuben) wie einen Wilden Mann herumgeschleppt, entledigt etc. Diese Sitte vom gekettet einhergeführten Riesen begegnet der andern, Riesenknochen an Ketten aufzuhängen. Noch heute starren dem Wanderer hoch über dem Portal der 1096 gegründeten Klosterkirche zu Alpirsbach im Schwarzwalde ein hornförmiger Mammuthzahn und gewaltige Wirbelknochen, in Ketten eingeschlungen, fremdartig entgegen. Im Chor einer Kapelle im Ammerthale war ein grosser Thierschädel an die Mauer gekettet, der für den Kopf eines dort erlegten Lindwurmes ausgegeben wurde. Uhland in Pfeiffers Germania 1, 306. Wie in der Stadt Bern der grosse Christoffel und zu Schaffhausen der grosse Gott einst als Wahrzeichen galt, so war das Weichbild oder Stadtsymbol zu Luzern der Wilde Mann. Er war, theilweise noch jetzt sichtbar, am Rathhause in sitzender Stellung abgemalt zum Angedenken an die Riesengebeine, die man 1577 bei dem Dorfe Reiden unter einem Eichbaum ausgegraben hatte. Ehe Blumenbach und Dolomieu nachher den Ausspruch thaten, dass diese Knochenmassen einem vorweltlichen Riesenthiere angehörten, liess man zu jenem Gemälde einen Massstab und folgende Reime setzen:

In der Statt Luzern Land da unden
Bey dem Dorff Reyden hat man funden
Schröcklich grosse Menschen Gbein
Under einer Eych auf einem Reyn;
Die Oberkeit derselben Statt
Glehrten Leuhten die zugschickt hat,
Welche nach der Proportion
Geometrisch das Mäss han gnon,
Hiermit erscheint unfehlbar gwüss,
Wann aufrecht gstanden diser Riss,
Sey er gsyn mit der länge glich
Vierzehen mahlen disen Strich.

Beschach im 1577 Jahr,
Gott weiss, wie lang er vor da war.
Was man gfunden, mag bhalten werden,
Was übrig, verbleibt in der Erden.

Im Nachfolgenden wird eine Reihe Wilder Männer aufgezählt, deren ehemaliger Wohnort, Felsstein oder Grab noch bekannt ist und die uns durch die ihnen zugeschriebene Gutmüthigkeit belehren, dass unsere heutigen Vorstellungen über die Gemüthsbeschaffenheit der Riesen unberechtigt und roh sind.

Auf den Glasscheiben eines Bauernhauses des alten Dorfes Matten im Bödelein bei Interlaken sah Wyss (Reise in's Berner Oberl. 1, 358) einen Bären gemalt, der ein paar Rüben im Gürtel trägt. Das Volk erzählte, dies sei einer der Riesen von Iseltwald gewesen, die das Oberland nach kaiserlichem Aufgebote zum Reichsheere zu stellen hatte. Für ihre Keulenhiebe in der Schlacht genossen sie die Vergünstigung, so oft sie im Sommer „dürstend" durch's Thal giengen, auf den Pflanzplätzen bei Böningen, als auf Reichsboden, drei Rüben ausziehen zu dürfen, die eine in der Hand, die zwei andern im Gürtel davonzutragen.

Der Botti im Grauholze bei Bern, wo man noch sein von zwei Steinsäulen bedecktes altes Grab zeigt, ist in der noch lebhaften Erinnerung des dortigen Landvolkes ein zwanzig Fuss langer Riese gewesen; die Bauern, die ihm am Felde begegneten, reichten ihm statt der Hand die Pflugsterze, und immer verblieb ihr die Spur seines gewaltigen Händedrucks. Als er starb, trug seine Riesenschwester jenen grossen Grabstein in ihrem Fürtuche herbei. Jahn, der Kant. Bern antiquarisch, 411. Botti's Name erinnert an den Riesensohn Lokis Farbauti.

Im ehemaligen Ländchen Gryon, nun gleichnamiges Pfarrdorf im Waadtländer Amte Aigle, lebte der Wilde Mann Bernard als Ziegenhirte. Seine Liebe, die er zur Blanche (Weisse Frau) empfand und die unerwidert blieb, ist in einem eigenen Volksliede besungen, das durch Bridel (im Schweiz. Museum 1784, 761) aufgezeichnet worden. Trauernd lag er bis zu seinem Tode auf einem Steine und hat diesem die Gestalt seines ganzen Körpers eingedrückt. Als Blanche dann den Tod dieses ursprünglichen Ritters von Toggenburg erfährt, geht sie aus gleichem Liebeskummer in ein Kloster. Treu wie Riesen, eine spät noch im Norden üblich gewesene Redensart, hat also auch bei uns einmal Geltung gehabt. Der Stein hiess *la pierre du Sauvage* und lag beim Dorfe Gryon bis 1850, wo er gesprengt worden. (Escher, Die Schweiz v. 1851, 379.)

Ein *pierre de Servagios* (italien. *selvaggio=sauvage*) findet sich beim Dorfe Luc, Val d'Anniviers, auf dem Wege nach Bella-Tolaz, westlich vom Borterhorn. Dieser mächtige Felsblock trägt auf seiner obern Fläche zahlreiche kleine Rundschalen eingehauen. Schweiz. Gesch. Anzeiger 1858, 61.

Die Tschudi (urk. 1256: Hans Schude. VonArx, St. Gall. Gesch. 1, 546) sind nachweissbar um Seckingen, in der oberrheinischen Waldstatt, dann im gegenüberliegenden Frickthal und im Glarnerlande altherkömmlich. Sie berühmen sich einer mythischen Abkunft; nur hat ihr gelehrtester Sprosse, der Chronist Gilg Tschudi, diese Geschlechtssage ebenfalls nicht anders mittheilen mögen, als seiner Gewohnheit gemäss mit der fälschlichen Zuthat von angeblichen Parteikämpfen zwischen dem Haus Oesterreich und den Waldstätten. Der Tschudi, so berichtet er, des Glarner Landammann Rudolf Tschudi Sohn, war wegen seiner ausserordentlichen Grösse der lange Riebing genannt und hieng den österreichischen Herzogen gegen die Waldstätte an. Deshalb erregte ihm sein Schwager, der Urner Hans von Seedorf, welcher der Teufel genannt war, einen Erbstreit. Der Riebing fiel nun 1316 in Unterschächen ein, der Urner Hans dagegen in Glarus. Schon hatte Riebing auf diesem Streifzuge alle seine Waffen verschossen und zerhauen, als er einen jungen Tannenbaum aus dem Boden riss und damit noch neun seiner Feinde hinstreckte. Zum Angedenken führen die Glarner Tschudi einen Tannenbaum mit rothem Stamm im Wappen mit drei fliegenden Wurzeln und neun dran hangenden rothen Zapfen.

Der Name Tschud bezeichnet in altrhätischer oder altrumanischer Sprache das Schaf; denn der Bergriese ist ein viehweidender Milchesser und sein Weib eine Wollenspinnerin. Wie sodann Tschud den Slaven einen Finnen (Barbaren) und Riesen bezeichnete, so nennt die Snorra-Edda den Sohn des Riesen Thrym den Bergfinn. Wilder Mann muss also die deutsche Uebersetzung des rhätischen Tschud gewesen sein, und das Geschlecht der Tschudi scheint sich ursprünglich auf eine geschlechtliche Vermischung der Glarner oder Urner mit den Riesen bezogen zu haben. Der Name Tschud in der Bedeutung von Schafhirte klingt ebenso friedfertig, wie die weiter unten nachfolgenden Sagen von andern Wilden Männern. Der Wilde Mann ist daher in's Wappen und Wahrzeichen der Bergstadt Wildemann im Harze genommen worden, die Axt in der einen Hand, mit der Tanne in der andern, wie ihn einst Kaiser Heinrich der Vogelsteller hier betroffen haben soll. Alljährlich am

Freischiessen um Johannis tritt er daselbst auf, ganz in Moos gekleidet. Kuhn Nordd. Sagen no. 211. Der Wilde Mann ist ferner Schildhalter im Wappen Braunschweigs, Mecklenburgs und Preussens; er kommt als Hausname vor wiederholt um Achen (Wolf, D. S. 188) um Braunschweig (Pröhle, Harzsag. 1, 257); im Wilden Mann zu Bremgarten ist 1469 Heinrich Bullinger der Historiker und Reformator geboren. Aarg. Beitr. 94. Gleichwie Norwegische Geschlechter ihre Genealogie an den Riesen Forniot und dessen Söhne anknüpfen, so glauben auch die „Starken" unter den Zillerthalern einer Sippe zu entstammen, die aus dem Liebesverhältniss eines Bergriesen mit irgend einer hübschen Almerin entsprang. Bauern und Riesen leben häuslich zusammen. Der Wilde Mann und der Geissler in Bünden werden Ziegenhirten in der Gemeinde Klosters, die Fengga wird Dienstmagd im Vorarlberger Bauernhofe. Aarg. Sag. 1, no. 228. Bauern und Riesen tauschen schliesslich ihre Namen aus; dies erweist sich an folgenden schweizer. Geschlechtsnamen: Rief, Egg und Eggen (Frickthal, Laufenburger Rheinstrecke), Hun (Kulmerthal), Hum (Dorf Entfelden), Häni (Zürichsee), Durst (Bezirk Baden), Troll (Winterthur), Troller (Solothurner Gäu), Geysser (Oberaargau). Der Bergname Hundsbuck, Hundsrück, die First eines Längenberges bei Baden, gleicht genau dem Gebirgsnamen Hundsruck, beides stammt aus Hun. Die Reihe von Heidengräbern, die man eine halbe Stunde von der Stadt Solothurn am Aarufer untersucht hat, nennt sich wechselnd Hunnenberg, Hungerberg, Hohberg, Hünenberg. Zürch. Antiquar. Mittheil. III. Der Feldname Hühnengräber findet sich bereits im Güntersthaler Zinsrodel v. J. 1344; H. Schreiber vertraute diesem urkundlichen Namen und entdeckte an Ort und Stelle gallische Grabstätten. Mone, Bad. Urgesch. 1, 218. Der Hühnerstein, ein Felsstück von ziemlicher Grösse inmitten Weges zwischen Bremgarten und Wohlen an der Strasse liegend, wird in seiner Benennung durch die wortdeutende Angabe erklärt, die Hühnerträger hätten hier zu ruhen und ihren Tragkorb abzustellen gepflegt. Gerade so erzählt Herrlein, Spesshartssag. 179, von einem Felssteine zwischen Hasloch und Faulbach: Hier habe Frau Hulle ausgeruht, wenn sie auf dem Garnverkauf war, und wo ihre Kötze (Tragkorb) mit den Füssen aufstand, sind die Löcher davon noch jetzt im Stein zu sehen. Hier ruht eine Himmelsgöttin Huld, dorten ein Erdriese am Felsen aus und drücken ihm ihre Spur ein. Hühnerhubel ist der Name eines gallischen Hünengrabes bei Rixheim im Elsass, das von A. Stöber, Mühlhausen 1859, in einer besondern Monographie beschrieben ist.

Der Hünerweg zu Ingelheim, urkundl. 1385 wird von Mone, Oberrhein. Ztschr. 5, 490 mit *via Hunorum* erklärt. Die niederdeutschen Hünkenberge, verderbt aus Hühnerberg, dieses aus Hünen, deuten gewöhnlich auf einen Ort mit Grabstätten. Weinhold, Heidnische Todtenbestattung 1, 23. 24. Noch vergröberter spricht Grohmanns Böhmisch. Sagenb. 1, 74; es giebt dem Sturmgott Wuotan, dessen Gefolge aus den Seelen der im Sturm der Schlacht gefallenen Helden bestand, ein Wuetisheer Verdammter bei, das in Gestalt von glühenden Hühnern (feurigen Hünen) über die Waldgipfel wegfährt. Eine Glucke mit einem Haufen glühender Hühner läuft des Nachts zwischen Andershausen und Kluventhal; man hält sie für verwünschte Menschen. Müller-Schambach, Ndsächs. Sag. pg. 187. Hünenbetten sind in den Wesergegenden die Riesengräber genannt, Bett gilt dorten von Grab. Der Pfeilschuss des Edeln von Hünenberg, dessen Burg bei Cham am Zugersee liegt, führt bekanntlich zu dem Siege der Schweizer am Morgarten. Dieser Schuss war den Chronisten wegen seiner märchenhaften Schussweite stets auffallend gewesen; nun mag er, wie ja der Name des Burgherrn selbst, sich aus dem Volksnamen Hun erklären, der wie späterhin der Name Unger, zu Riesenbenennungen gedient und mythische Bedeutung angenommen hat. Lassen wir uns durch den Ungar Arnold Jpolyj berichten, wie in seinem hunischen Vaterlande die Steindenkmäler aussehen, die man bei uns Hühnerstein und Hünenberg nennt, so findet sich, dass sie den unsrigen an Gestalt, Aufstellung und Namen ähnlich, oft sogar sich gleich sind und direct auf Attila's Hunnen führen. Er berichtet Ausführliches hierüber in der Ztschr. f. Myth. 2, 259; hier beschränkt uns unser Raum auf eine blosse Einzelnheit.

Zwischen den Siebenbürgischen Ortschaften Udvarhelyszek und Erdövidek im Lande der Szekler erstreckt sich der Rikawald, durchflossen vom gleichnamigen Rikabach. An dessen Ufer und vom Wasser im Halbkreise umgürtet, stehen, etliche Klafter lang, mehrere Steine aufrecht, eine Art Hütte bildend, die ursprünglich durch einen grossen Fels überdacht waren, den i. J. 1820 der Blitz entzweigerissen und gestürzt hat. Von diesem Steinmale der Vorzeit erzählte schon die sogenannte heidnische Szekler-Chronik, wie auch heute noch das dortige Volk, hier sei Rekas Grab, des Hunnenkönig Attila's Frau. Die Sage behauptet, der Fels sei von Menschenhand aufgestellt. Denn da die geliebte Reka gestorben und Alles uneinig war, wohin man die theuern Reste würdig genug begraben sollte, wälzte man endlich den grossen Felsen vor ihrem

Königsschlosse bergab, dass er an den Rand des Flusses rollte und über ihr Grab gestellt werden konnte. Von Hirtenknaben sollen hier thalergrosse Rädchenmünzen gefunden, von einem Bildschnitzer Maté soll ein so grosser Schatz aufgegraben worden sein, dass ihm über dem Wegschaffen der Last sein Schimmel drauf gieng. Damit ist er der Stifter des nun berühmten und ausgebreiteten Szeklergeschlechtes der Maté geworden.

Das Geschlecht der Geysser im Oberaargau findet sich mit seinem Namen wieder in dem der nordischen und oberdeutschen Berg- und Sturmriesen: *Gusir* und *Geysa,* der Bläser und Stürmer (Weinhold, Die Riesen 44), *Geisser*: der Wilde Mann beim Wintersturm im Jura, und das Seegespenst am Glarner Oberblegi-See (Naturmythen 42. 148). Auch dieses Appellativ, ableitend von giessen, ergiessen, führt auf den goth. Stammnamen *Gáuts,* ags. *Geát,* ahd. *Kôz* zurück, der ausgegossene Geist, der Gotterschaffne, und ist episch verwendet worden zu dem Heroengeschlechte der Geaten im ags. Gedichte Beovulf.

Das im Glarnerlande zahlreiche Geschlecht der Elmer stammt aus dem Elmthale, gleichwie das vom heil. Sachsenapostel Liudger gegründete Helmstädt seinen Namen vom Elmgebirge auf der Lüneburgerhaide hat. (Rettberg, Kirch.-Gesch. 2, 482.) Von Elm und Ilm, den mundartlichen Namen des Ulmenbaumes, leiten diese Ortsnamen deshalb nicht ab, weil jenen beiden Landstrecken die Ulme fremd bleibt. Daniel Elmer nennt man aber im Glarnerlande solcherlei kahle Felszacken, deren Contur an eine Menschengestalt erinnert. Alben und Almis ist die Kalkerde genannt, die zwischen München und Erding vier Quadratmeilen weit die Torfmoore durchzieht. Elm bezeichnet schweizerisch die lohgelbe Farbe (Stalder 1, 94) und eine weissfarbige Taubenart (Tobler 166). Auch hier bleibt *elb* die Wortform. *Elwez* ist *fulvus,* Graff, *Diutisca* 2, 236 b. Der Elb aber ist der Wald- und Berggeist, das Erdmännchen. Elbelstein und Elbelskanzel sind Namen im Unstruth- und Werrathale, auf denen der dortige Wilde Jäger Elbel sein Wesen treibt. Bechstein, D. Sagb. no. 450. Der Elbst ist ein Wassergeist im kleinen See am Seelisberg in der Nähe des Dorfes Treib am Vierwaldstätter; auf dem Seeboden sah man sonst ganz deutlich eine Heerde Schweine, die sich auf den Rücken legten und dann das Aussehen frisch abgezogener Kalbshäute annahmen. Cysat, Beschreib. des Vierwaldstätter Sees, pg. 429. Diese widerwärtig lautende Behauptung erinnert gleichwohl an die altrömische Männerpuppe des Mamors, die bei der Frühlingsfeier der Mamertinen, dicht einge-

hüllt in Felle, durch die Stadt geschleppt, mit Stangen gehauen und über die Brücke in die Tiber gestürzt wurde. Der Name Elb bezeichnet im Entlebuch den Betrunkenen, Albersterz und Elpentrötsch bezeichnet den Dummkopf. Elggermann nennt man am Schweizerrhein die Männchen aus Backwerk, zugleich einen unrührig dasitzenden, dummstarrenden Menschen, einen Teigklotz. Kirchhofer, Schweiz. Sprichw. no. 56. In Glarus ist der Ellger (contrah. aus Elmiger) der Name eines Felsengesichtes am Wiggisgebirge, Elgis heisst jener sonnige Kalkfelsen nördlich vom Orte Glarus „zu welchem alljährlich, sobald die Frühlingssonne dorten zuerst den Schnee wegschmilzt, die Kinder wallfahrten.“ Heer-Blumer, Kant. Glarus, 601. Hält man nun den Namen des Adelsgeschlechtes von Elbenstein (Myth. 1217) zusammen mit dem Glarnergeschlechte der Elmer, und dem Thurgauergeschlechte der Elgger (die man dorten angeblich von Schloss Elgg abstammen lässt), so ergiebt sich abermals der Fall, wie einzelne Sippschaften ihren Stammbaum und Namen auf die Geister des Gebirgs zurückgeführt haben. Die Genesis 6, 4 besagt dasselbe: Es waren auch zu den Zeiten Tyrannen (*gigantes*, hat die Vulgata richtiger) auf Erden; denn da die Kinder Gottes die Töchter der Menschen beschliefen und ihnen Kinder zeugeten, wurden daraus Gewaltige in der Welt und berühmte Leute. Ich füge dem zum Schlusse noch zwei neuere Beispiele hinzu. Beim Dorfe Grenchen und im benachbarten solothurnischen Jura wird der im Sturm einherziehend gedachte Wilde Jäger der Schwed genannt. Mit einem Zwilchsack auf der Achsel kommt er den Berg herauf und schüttelt ihn aus, dass lauter grüne hornblasende Jäger herausfallen. Die Schweiz, Illustr. Ztg., 1862, no. 12. Vom grünen Schwedenross ist eine ähnliche Sturmsage mitgetheilt: Aarg. Sag. 2, no. 512. Die Sturmgeister, die der Jura Schweden nennt, heisst der Berner Aelpler Friesen. Im Grindelwaldthale gelten die Föhnstürme, die im Frühjahr den Schnee von den Voralpen wegschmelzen, gleichfalls als eine Schaar Wilder Jäger, und heissen die Westfriesen. Das Volk im Oberhasli- und Simmenthal meint, es sei selber ursprünglich aus Schweden und Friesland eingewandert. Dies ist jedoch nur ein Sprachmissverständniss, entsprungen nicht im Volke, sondern bei schlimm etymologisirenden Berner-Dorfpfarrern. Sprachlich „friset“ d. h. öffnet der West- und Föhnwind die Bewässerungsgräben der Felder, gleichwie der Nordwind die Kornsaat „frisst“. Der Oberländer Frieser ist der Gräber von Profession. Stalder 1, 399. Für unsern Zweck aber ergiebt sich, dass man auch hier einen

ältern Volksnamen mit dem eines Luftriesen in traditionell gewordenen Zusammenhang gebracht hat.

Domilin, Essel und Dürst. Durch die kirchlichgelehrte Färbung der Pilatuslegende sind die ursprünglichen Volkssagen vom Pilatusberge in sehr früher Zeit schon verwirrt und unkenntlich gemacht worden. Die älteste Oberdeutsche Chronik, edd. Grieshaber 1850, nennt pg. 16 den Pilatusberg noch mit rhätischem Namen Frakmunt, beruft sich aber schon als auf etwas Landläufiges darauf, dass droben des Pont. Pilatus Grab sei: *und wil man, er (Pilatus) lige uf Fragmuonde bi Lutzerne.* Gleichwohl bleibt die ursprüngliche Heiligung des Pilatusberges etwas unbestreitbares und wird vom 13. Jahrhundert an bis in's sechszehnte durch eine fortlaufende Reihe geschichtlicher Angaben verbürgt; der Berg erscheint als in den Geisterbann gelegt, erst vom Volksglauben, später von der Obrigkeit, Niemand sollte ihn ohne eingeholte Erlaubniss besteigen, Zuwiderhandelnde wurden mit Gefängniss bestraft. Im Jahr 1518 mussten der in Luzern sich aufhaltende Herzog Ulrich von Württemberg und der St. Galler Bürgermeister Joachim Vadian, dann im J. 1555 der Naturforscher Konrad Gessner von Zürich, 1580 der Basler Arzt und Anatom Felix Platter die besondere Erlaubniss bei der Regierung einholen, um den Berg besuchen zu dürfen. Leider haben uns auch diese bevorzugten Reisenden alle in ihren Berichten nur die Trümmer der Kirchenlegende wiedererzählt, die sie hier ihrem eigenen Verstande widersprechend vorfanden, alles übrige aber, was sie sonst auf dem Berge gehört oder gesehen haben mochten, bleibt uns von ihnen verschwiegen. Und doch nur dieses Besondere allein würde uns heute den Grund des Schreckens und der heiligen Scheu einsehen lassen, womit dieses Gebirge so lange umgeben war; jetzt vermögen wir aus bloss einzelnen letzten Bruchstücken der Ueberlieferung auf das Ganze zurückzuschliessen. Unserm bisherigen Verfahren gemäss ziehen wir einige besondere Gipfel und Felsen des Berges nach ihren Namen und Eigenthümlichkeiten hier in Betrachtung. Nahe bei der Bründelenalp liegt in der senkrechten Fluhwand, der steilsten Kluft, die über das Widderfeld zum Berggrat hinaufführt, die Höhle Tomilisloch. Tume und Dummlin ist sie schon bei Chappeller, hist. mont Pilati 1767, 178 genannt. Das ahd. *tuoma* judicium, *tômaheit majestas,* führt auf die Eigennamen *Tuomhilt, Tuomrîch, Tuomgêr, Tuompirc, Tuompurc (mons majestatis).* Wollte man diese Etymologie zu kühn finden, so läge dem von Chappeller gemeldeten Namen *Dummlin* eine andere Ableitung für unsern Zweck ebenso

nahe. Der Bergriese heisst in der deutschen Sprache der Dumme, nicht weil er zunächst schwachköpfig ist, sondern weil er dämmerig, dumpf und gewitterfinster in die Landschaft hereinblickt; ähnlich spricht man vom dummen Teufel. Der Dimmerföhn schleiert die Gegend ein durch Dunst und Höhenrauch, düffiges, düppes Wetter ist dumpfes, schwüles. Grimm, Myth. 495 gewährt auch einen ahd. Segensspruch aus dem XI. Jahrh., der heidnisch gedacht und kirchlich gefasst an einen Bergriesen gerichtet ist, damit man von Wunden genese. Der Riese heisst hier der Dumme *(hebes)* in dem Sinne des Wortes, dass er sammt seinem Sohne stumm und schlaftrunken auf dem Saum des Berges liegt:

Tumbo saz in berke
mit tumbemo kinde in arme.
tumb hiez der berc,
tumb hiez daz kint,
der heilege tumbo
versegene tisa wunda!

Der Weg von Darscheid nach Schönbach (Kreis Daun) führt über den Sommersberg, dessen Kuppe die Tommen heisst. Unten ist der Steig durch den Geisterspuk einer den Leuten aufhuckelnden Frau berüchtigt; oben rasselt, schreit und pfeift das Tommermännchen und rollt sich den Fuhrwerken als Klotz in den Weg. Die drei Tommen bei Lonnig, an der Strasse nach Koblenz, drei von allen Seiten sichtbare Hügel, sind von drei Frauen schürzenweise zusammengetragen worden. Ein weiterer Tomberg bei Rheinbach hat eine Höhle, in der ein bärtiger Greis am Tische sitzt mit einer darauf liegenden goldnen (Wünschel-) Ruthe. Schmitz, Eiflersag. 2, pg. 9. 24. 69. 57. Der schwedische Tomtegubbe und Tomtekarl bezeichnet den Alten im Gehöfte, altn. *tôft,* schwed. *tomt, area, domus vacua.* Myth. 468. Mit diesem Riesennamen Tomilin hat nun später die kirchliche Gelehrsamkeit zu Luzern einen hl. Dominicus verschwistert und man nennt seitdem jenes Tomilinsloch die Dominikhöhle. In ihr ist der versteinerte Pilatus an einem steinernen Tische zu sehen. Es steht nämlich an ihrem Eingange ein acht Fuss hoher Fels, mit äusserst weissem Kalk überkrustet, in Form eines aufrechtstehenden, gewandeten Mannes; an der Stelle seines Hauptes liegt ein gleichweisser beweglicher Felsblock, hinter ihm ein solcher in Form eines Tisches, an den sich die Figur anzulehnen scheint. Diese eben gemachte Beschreibung rührt von einem Tiroler Maurergesellen her, der im Jahr 1814 vor Hunderten von Zuschauern in diese senkrechte Tiefe

von 306 Fuss sich hinabliess und so die Höhle bestieg. Abgebildet ist nunmehr dieser Bildstein nach einer vom Zürcher Idyllendichter Mart. Usteri († 1827) gemachten Zeichnung in den Zürch. Antiqu. Mittheil. von 1859, Heft 23. Die Pilatus-Sennen nennen übrigens diese vermeintliche Bildsäule des hl. Dominik auch „unsern St. Cornell“ (Escher, Die Schweiz von 1851, 74) und pflegen ihn als Schutzpatron anzurufen. Was es aber mit dieser kirchlichen Anrufung des angeblichen Heiligen ursprünglich auf sich habe, dies erweist sich aus einem nun folgenden und hier zum ersten Male hervorgehobenen Umstande.

Es behaupten nämlich die Anwohner des Pilatus im Unterwaldner Lande, diese Höhle lasse so weit im Innern vordringen, dass man darinnen die Glocken der auf der entgegengesetzten Seite des Berges auf Brünnlenalp weidenden Kühe hören könne (Chappeller, hist. Pilat. 178), und dorten in dieser Tiefe, heisst es, halten die drei Tellen ihren Zauberschlaf. Eine Sage hierüber, freilich journalistisch aufgefärbt, enthält die Zeitschrift Wanderer in der Schweiz, Jahrg. 8, 1841; es lässt sich daraus Folgendes entnehmen: Der Riese Dominik pflegte von seiner Höhle aus über die Sicherheit des Landes zu wachen und rief, so oft ein Feind den Grenzen sich nahte, das Volk zum Kampfe auf. Nur einmal war er eingeschlafen. Als er wieder erwachte, erblickte er unten zu seinem Schmerz den Bürgerkrieg und erstarrte darüber zu Stein. Doch todt ist er nicht, er wird wieder erwachen, wohl aber erst am Ende der Tage. — Es ist Brauch, das berühmte Echo auf Bründelenalp zu wecken, indem man den Namen Dominik zur Höhle hinaufruft. Der Stein antwortet; langsam und gedehnt giebt ein mächtiges Echo das ausgerufene Wort zurück. Wer aber, behaupten die Sennen, dem Dominik einen andern Namen zurufe, der müsse zuverlässig noch selbiges Jahr sterben. Zürch. Neujahrsbl. der Musikgesellsch. 1818, S. 2.

Ueber das Ergebniss dieser selbstredenden Sage darf man hier sich um so kürzer fassen. In den Berghöhlen wohnten die ersten Menschen, hier bestatteten sie ihre Todten auch zur Grabesruhe. Die Stammväter des Volkes, die Fürsten und Helden der Vorzeit gehen daher in den Berg, liegen, sitzen, schlafen im Berge. Tod und Leben wohnt so vereint im Berge; in Joh. Ackermanns Gespräch mit dem Tode wird auch dieser angerufen: Her Tot, Hauptman vom Berge! Wackernagel, Altd. Lesb. 1139, Vers 18. Die Sagen von dem im Berge schlafenden Lieblingshelden des Volkes weisen auf die Zeiten des Grabalters und der Hügelbestattung zu-

rück, die dem Brennalter vorausgiengen. „Erst als man begann, die Leichen dem Feuer zu übergeben, im Rauch gen Himmel zu schicken, mag man sich gewöhnt haben, die Götter und ihre Genossen als über den Wolken wohnend zu denken.“ Simrock, Myth. 367. Den ältesten Germanen wohnten daher die Götter noch in den Bergen, erst später auf deren Gipfel. Lässt daher ein germanischer Volksstamm seinen Begründer im Berge begraben sein, so lag eine Vermischung des Stammvaters, der selber wieder einen Gott zum Vater hat, mit dem Gotte ganz nahe, der gleichfalls im Berge thronte. Gott Mannus ist bei Tacitus der Sohn der Erde. Jeder einzelne Stamm hat so seinen eigenen Götterberg, sein eigenes Schlachtfeld, auf das der schlafende Gott heraustreten wird zum Siege und zum endlichen Weltfrieden. Für den Oberpfälzer ist jener Göttersitz das Fichtelgebirg, für den Altbaiern der Untersberg. Schönwerth, Oberpf. Sag. 3, 351. Für den Mitteldeutschen ist es der Kyffhäuser, für den Schweizer der Axenberg mit den drei schlafenden Tellen, und hier der Pilatus. So hat auch der Riese Töll, der auf der Insel Oesel im Töllist begraben liegt, vor seinem Tode verordnet, dass man ihn zur Hilfe aufrufen solle, wenn ein Feind in's Land komme. Kruse, Urgesch. des ehstnischen Volksstammes 186.

Wir übergehen alle in der Pilatussage selbst enthaltenen weitern Einzelnheiten, so ernstlich sie unsern Zweck auch unterstützen. Der geheiligte See, der darinnen versenkt liegende und alljährlich am Charfreitage wieder aufsteigende Seegeist, der Türst, der auf jenem Berge jagt, der feurige Drache, der ihn gleichfalls mitbewohnt, der prophetische Zeitbrunnen, die Schaar von Zwergen und Erdmännchen, Alles dies kann anderwärts nachgelesen werden. Unsere Aufgabe hat den Berg als einen von Riesen bewohnten und dem Steinzeitalter angehörenden nachzuweisen. Hierin unterstützen uns besonders seine beiden Punkte: der Essel und der Gnappstein.

Der Gnappstein lag ehedem auf der Oberalp des obern Pilatus; er war 6 Fuss hoch und lang und ruhte, von seinem Muttergestein abgelöst, auf seinem Mittelpunkte der Art im Gleichgewichte, dass Jeder, sich darüber hinlegend und sich schaukelnd, ihn ohne Mühe bewegen konnte. Helvet. Almanach vom J. 1804, 101. Er senkte sich, wenn man ihn von der einen Seite bestieg, und neigte sich, wenn man auf's andere Ende hinüberschritt, in seine vorige Lage zurück. Bei einem Bergsturz ist er in neuerer Zeit zu Grunde gegangen (Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 1, 284). Der Stein hatte seit alter Zeit schon die Aufmerksamkeit der Gelehrten er-

regt gehabt. Der Naturforscher Gessner fand ao. 1555 an ihm eine Inschrift, die er für keltisch hielt, und hieb daneben seinen Namen ein. Cappeller (hist. mont. Pilati 1767, 20) fand die alte Inschrift verschwunden bis auf ein Zeichen, das einer schief auf dem Kopfe liegenden Glocke glich. Daneben aber waren schon Jahreszahlen von 1518 (da der Württemberger Herzog Ulrich den Berg bestieg) bis 1603 mit den Namen verschiedener Besucher eingehauen, worunter eben jener Herzog *Hudalricus*. Besonders hervorhebenswerth ist, dass der Stein, als ihn der Geishirte vor Cappellers Augen in Bewegung setzte, zugleich weithin tönte: *lapidem collisione late exaudiendum sonum edentem concussit.* Sicher also ist, dass der Stein mit unter jene vielbesprochenen Felsen gehört hat, die man keltisch Dolmen, Mennhir, Mairen, Matronen, *pierres mouvantes* nennt, an die sich die Feenverehrung und der Hexenglaube anknüpft, und welche zu deutsch nicht minder vielnamig Steinmannli, Lottelfelsen, Wagsteine, Gnappsteine heissen; gnappen ist wanken.

Der andere noch hervorzuhebende Punkt ist der Name der obersten Pilatusspitze. Sie heisst Essel, aber von Fremden und in Touristenschriften Esel gesprochen und geschrieben. Derselbe Name begegnet noch anderwärts. Aargauische Localnamen sind Etzelgraben, Ettenbühl (Hügel bei Kirchleerau), Ettelwald (bei Schneisingen). Heinrich Ezil besitzt den Hof zu Scherz 1273. Aarg. Beitr. 586. Des Riesen Name ist ahd. *ezal, edax.* Im zerstörten Weissenstein bei Werda, unweit Marburg, hauste ein Riese Namens Essel, und die Wiese an der Stelle, wo der Riese beim Untergang der Burg die goldene Thür derselben in die Lahn versenkte, heisst noch jetzt der Esselswerd. Myth. 1218. Essen und Essel sind Dörfer im Osnabrückischen und Hoya. Pott, Personennamen 482. Wer Riesengrösse hat und Riesenkraft verbraucht, hat ebenso grossen Hunger und Durst. Die Essgier der Riesen liegt in ihrem Namen, das Märchen stellt sie daher stets menschenfresserisch dar, und auch dieses Prädicat hat sich zum Namen jenes Zürcher Bürgergeschlechtes der *Manezze* umgestaltet, die man seit dem 14. Jahrhundert urkundlich kennt. Das alts. *etan,* ags. *eoton,* altn. *iötun,* ahd. *ezal* heisst *edax.* Burkard Waldis in seinem Esopus I. 47, 6 nennt den Fresser einen etzler. Der Riesen weingieriger Durst lebt ebenso in hoch- und niederdeutschen Mundarten fort; engl. *thurst,* ags. *thyrs,* in Zingerle's Tirol. Sagen der Bergriese Thyrsch, mhd. wechselnd *türse, dürsch* und *türste.* Myth. 486—489. Die Aarg. Sagen kennen beide Namen: die Etel-

mutter no. 49, und zugleich den Dürst und sein durstig Heer pg. 177. 390. In den Naturmythen (vgl. dorten das Register) ist von Letzterm noch weiter berichtet. Die scheinbar niederdeutsche Namensform Etelmutter, statt einer zu vermuthenden oberdeutschen Ezzelmutter, ist kein Widerspruch und findet sich wieder in Ettig (hungrig), fressiger Ettiker *(appetitus caninus)*. Stalder 1, 117.

Damit wäre der ursprüngliche Name des Pilatusberges in seiner deutschen Namensform wiedergefunden. Auf seinem Berggrat wohnt der Riese Ezzel, der *πολυφάγος* und *edax*. An seinem periodisch laufenden Quell des Durstbrunnens trinkt der trunkene Sturmriese Türst, *bibax*, beide als die Verdoppelung eines und desselben leiblichen Bedürfnisses, der Menschenbitte um das tägliche Brot. Von ihnen hatte hier die Vorzeit die Erfüllung aller Wünsche erhofft, ihnen war das Steinorakel des tönenden und bebenden Gnappsteines aufgerichtet. Warum aber der Glaube und der Menschenverstand der Vorzeit sich so lange zu diesen Vorstellungen gestimmt und befähigt fühlen konnte, dies wird sich ergeben aus dem nun folgenden Abschnitte vom Meteor- und Regenstein.

Zweiter Abschnitt.

II. Glaubensüberreste aus der Steinzeit.

Der Meteorstein und Strahlstein.

Durchsichtig erscheint die Luft so rein
Und trägt im Busen Stahl und Stein;
Entzündet werden sie sich begegnen,
Da wird's Metall und Steine regnen. *Göthe.*

Das ganze Alterthum besitzt den Steincultus und hat ihn gleicher Massen auf die himmlische Abkunft der Steine gegründet. Der vom Himmel stürzende Meteorstein, der im Gewitter scheinbar niederfahrende Donnerkeil, diese beiden weithin augenfälligen und überwältigenden Naturerscheinungen forderten des Menschen Nachdenken am ersten heraus, und er nennt sie beide nach ihrer sinnlichen Erscheinungsweise übereinstimmend in allen Sprachen Kugel und Keil. Der Name Kugel gilt dem Meteor. Jene kleinen Weltkörper, welche in ungezählten Massen den Weltraum durchfliegen, werden, in unsere Atmosphäre gerathend, nach allen Seiten durch Anziehung zerstört, entzünden sich durch Reibung, erscheinen als Feuerkugeln, die man deshalb auch am Tage sieht, zerplatzen und stürzen

knallend herab, dem Aug' und Ohre des Menschen zum Schrecken und Staunen. Die Januarstürme dieses Jahres 1863, die in ihrer furchtbaren Wuth von den Alpen bis zur Ostsee beobachtet werden konnten, waren besonders reich an solcherlei überraschenden Meteoren. Während man damals z. B. in München bei nächtlichem Donner und Blitz das Elmsfeuer an dem gothischen Bau der Auerkirche in spitzig leckenden Zungen auflodern sah, berichtete man gleichzeitig von jenem 20. Januar Folgendes aus Schwerin: Ueber allen Städten Mecklenburgs entluden sich die Blitze mit plötzlichem Knallen, die ganze Atmosphäre schien mit einem electrischen Fluidum überfüllt, „an den Spitzen der Windmühlenflügel erblickte man kugelförmige, leuchtende Körper, die unter starkem Knallen plötzlich zersprangen und das Gebäude in Brand steckten.“ Allg. Augsb. Ztg. 1863, no. 31. Aus solcherlei Erscheinungen nun müssen wir uns erst die volle Naturwahrheit wieder begreiflich machen, die in den alten Gewitter- und Riesensagen ausgesprochen liegt. Dasselbe eben beschriebene Phänomen wird als Solothurner Gebirgssage erzählt in den Naturmythen, pg. 58.: Drei Riesenbrüder kegeln. Die Riesen auf dem Weissenstein in Oberhessen besassen gemeinsam einen Backofen, der mitten im Felde lag, und zum Zeichen, dass einer Holz zum Heizen herbeitragen solle, warfen sie sich gegenseitig Steine zu. Als Zwei zu gleicher Zeit warfen, fuhren die Steine in der Luft zusammen; nun liegen sie im Felde bei Michelbach, auf jedem eine grosse Hand eingedrückt. Die Hünen des Bruns- und Wiltberges zwischen Godelheim und Amelunxen warfen sich grosse Kugeln als Spielbälle zu. Die Wilden Männer im Gasteiner Thale wohnten in einer unzugänglichen Höhle der Klamm, vor welcher Apfelbäume standen; mit den Aepfeln warfen sie scherzhaft nach den vorbeiziehenden Wanderern hinab. Myth. 510. 520. In der Oberpfalz (Schönwerth, Sag. 2, 263) heisst es: Als das Himmelsgewölbe noch ohne Sterne war, warfen die Riesen mit Kugeln hinein und durchlöcherten es; nun sieht man durch diese Löcher das Licht des innern Himmels. Alle diese Sagenzüge spiegeln den Inhalt einer eddischen Mythe ab, in der die Fahrt erzählt ist, welche der Gewittergott Thôrr nach Jöttunheim zum Besuche des Riesen Geirröd macht. Letzterer empfängt jenen auf dem Hochsitze in einer Halle, in der nach gewöhnlicher Sitte die Gastfeuer brannten. Daraus ward ein glühender Eisenkeil genommen, mit dem der Wirth seinem Gaste ein Wettspiel anbot. Geirröd warf zuerst, und Thôrr mit seinen Eisenhandschuhen fieng den Keil auf. Er schleuderte ihn zurück, vergeblich

barg sich der Riese hinter einer Eisensäule, der Wurf drang hindurch, durchbohrte seinen Leib und flog noch durch die Hauswand in die Erde hinaus. Hiebei fällt, sagt Weinhold (Die Riesen 49) auf die Steinkeile ein mythischer Schimmer, sie sind das Bild des Blitzes, und wenn der norwegische Bauer zwei Gewitter am Gebirge gegen einander stossen sah, erinnerte er sich des Kampfes zwischen Thôrr und Geirröd. Die zertrümmert niedergehende Meteorkugel wird gedacht als Steinkeil, als glühender Eisenkeil, als Kugel und Kegelkugel. Das Geprassel eines in der Nähe einschlagenden Wetters gleicht dem Rasseln eines Haufens herabstürzender Steine. Es entsteht die Vorstellung von kolossalen Blöcken, mit denen im Himmel agirt werde, wie die „rollenden Felsstücke“ in den Kämpfen der Titanen auch schon bei Hesiod eine Hauptrolle spielen. Schwartz, Urspr. d. Mythol. 86. Der Dithmarsche sagt vom rollenden, krachenden Donnerwetter, die Engel werfen mit Steinen, die Engel kegeln (Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. pg. 358). Der Schwabe meint, dieses Kegeln beim Donnern geschehe mit Steinen, die, wenn sie an ein Loch kommen, herunterstürzen und auf Erden irgendwo einschlagen; man fürchtet deshalb nicht sowohl den Blitz, als vielmehr den Streich, wie man den Donner nennt. Meier, Schwäb. Sag. pg. 259. In Konrad von Megenbergs Buch der Natur (Augsburg bei Schönsperger 1499) wird gegen diese Meinung geeifert. Blatt E 4 f.: *man vindet leütt, dye wänen das der doner ein stain sey, darumb das offt ein stain herab vellt mit dem doner in grossem wetter. das ist nicht war. wan wäre der doner ein stain, so machet er wunden den leütten vnd den tieren, die er schlecht, als ander vallent stain thuond. das geschicht aber nicht.* In den Niederlanden gilt der Fluch: *by gods heilige steenen! by de godsige steenen!* Wolf, Beitr. 1, 67. Aargauische Volksrede sagt vom Rollen des Donners: Sie füeret Stei d'obe, sie ladet Stei ab, es chroset (ein Wagenrad fährt knirschend und zermalmend — engl. *crushing* — über grobkörniges Kies), der Tüfel muess Stei schleppe. Letztere Phrase erinnert direct an den im Hades zur Strafe steinwälzenden Sisyphus mit dem „entrollenden tückischen Marmor“. Allgemein verbreitet ist die Redensart: Die Engel kegeln, Petrus kegelt; auch sie stammt keineswegs aus einem gröblichen Uebermuth des Volkshumors, vielmehr erinnert eine raketenartig aus einander stiebende Blitzgarbe wirklich an ein rings im Kreise zugleich umstürzendes Kegelspiel, in das die rollende Kugel hineinschmettert.

In andern Gegenden Deutschlands sieht man die in Heiden-

gräbern gefundenen Steinhämmer und Kelte als ein Produkt des Blitzstrahles an, und statt zu schwören: dass dich der Blitz! spricht man, dass dich der Hammer schlage! Der westfälische Bauer erblickt in einem solchen auf der Hutung gefundenen Donnerkeil den Hammer Gottes, mit welchem der Herr seine Blitznägel in den Erdboden schlägt. Der Hammer ist aber das eddische Attribut Thôrrs, ahd. *hamer* bedeutet harter Stein. Thôrrs Zeichen ist das Hammerzeichen. Mit dem Wurf dieses heiligen Geräthes wird das Recht auf Grund und Boden gesetzlich bestimmt. Hammerwurf und Steinwurf berühren sich, auch Steine waren ein Zeichen rechtlicher Uebergabe, ihr symbolisches Werfen bezeugt eine Urkunde von 1085: *guerpire cum lapide.* Bis in neuerer Zeit pflegte in Sachsen der Richter die Gemeinde durch Herumsendung eines Hammers zu berufen, bei Vergantungen geschieht noch jetzt mit einem solchen der gerichtliche Zuschlag. Grimm, RA. 64. 162. 181. Jeder Bauer, der sonst im Frickthaler Dorfe Wittnau in Gemeindegeschäften über Land geschickt wurde, nahm als Ausweis und Laufpass den Waldhammer mit sich, welcher beim Gemeindeammann verwahrt lag. Naturmythen pg. 95. Weil ferner das Gewitter den Wachsthum der Flur befördert, so ist der Flur- und Grenzgott Thôrr zugleich der Erntegott, folgerichtig auch der Ehegott. Man legte seinen Donnerhammer der Braut zur Weihe in den Schoss und segnete mit ihm die Leichen ein, jene zur Fruchtbarkeit, diese zur neuen Befruchtung des Erdenschosses. Noch pflegt heute hinter dem ländlichen Brautfuder der Schreinermeister einherzugehen, in der Hand festlich den Hammer tragend, und überall noch hört der Aberglaube den Vorboten des Todes an Thüre und Hausladen anpochen, pöpperlen. „*Sub ascia dedicavit*“ ist eine häufige Inschrift römisch-gallischer Grabsteine in den Stromgebieten der Rhone und Loire. Mone, Gesch. des Heidenth. 2, 373. Bei den Lappen schlug während der Einsegnung des Hochzeitspaares der Vater der Braut mit Stahl und Kieselstein Feuer, und ein solches Feuerzeug wurde auch ihren Todten mitgegeben. Der Feuerfunke im Kiesel sollte die Schöpfung des Dritten, des im Liebesfeuer gezeugten und empfangenen Kindes ausdrücken, zugleich ebenso den Todten Licht geben auf dem Wege in's Schattenreich. Mone, Gesch. d. Heidenth. 1, 38. Ist so der Hammer ein Symbol sittlicher Weihe und geschlechtlicher Keuschheit, so wird er Haus und Gut des Frommen vor Blitz- und Hagelschlag bewahren, ebenso aber alle Blitze auf den Unkeuschen herablocken. Zum Beweise mögen folgende Sätze dienen.

Konrad von Megenberg, Buch der Natur (Augsb. Schönsperger 1499) beschreibt zugleich das Aussehen unserer Kelte, wenn er von ihrer Wirkung redet: *Ceraunus heist donerstein vnd vellt zuo stund mit den hymelplitzen. man spricht, an welcher stat der stein sey, do schad kein doner noch plitzen nit. er ist dick vnd gar scharpf an einer seitten.* Im Germanischen Anzeiger 1863 ist von Dr. Hartmann dieser Volksglaube erst neulich naturgeschichtlich näher begründet worden. Die Kelte bestehen häufig aus Polierstein, *lapis lydius,* dessen Eigenthümlichkeit ist, in der Wärme und im Feuer zu schwitzen. Umwickelt man einen Polierstein mit Faden und legt ihn in's Feuer, so bewirkt die aus dem Steine dringende Feuchtigkeit, dass der Faden nicht brennt. Darinn sieht der gemeine Mann eine übernatürliche Wirkung und hält daher den Donnerkeil für ein Schutzmittel gegen den Blitz. Denn wie der Stein den Faden gegen das Verbrennen schützt, so wird auch ein Haus, in dem sich ein Donnerstein befindet, nicht vom Blitze beschädigt. Ist daher ein Gewitter im Anzuge, so schwitzt in Folge des Temperaturwechsels der Stein, alsdann pflegt der katholische Landmann eine geweihte Kerze neben ihn auf den Tisch zu stellen. Diesen noch geltenden Brauch meldet bereits Wierus, De praestigiis Daemonum, Basil. 1577, 587: *Alii strata mensa in medio cubiculi imponunt inter duas cereas ardentes hanc ceraunium lapidem; is dum sudat, quod ipsis videtur miraculum.* Das Lex. Myth. 961 meldet aus Tellmarchen, dass man daselbst auf einem Gehöfte Meeaas zwei solche Donnerbeissel an jedem Donnerstagsabend gewaschen, mit Butter und Fett am Feuer bestrichen und feierlich auf den Hochsitz gestellt habe, in dem Glauben, damit dem Hause und der Flur Gedeihen zu verschaffen. Da nach dem Glauben unserer Sennen der Donner die Milch selbst im Euter der Kuh scheidet, so folgt, dass man das Euter besonders kranker Kühe mit dem Donnersteine bestreicht, im Jura mit einer aus gestossenen Belemniten (Chalützelstein) bereiteten Salbe einschmiert. Man nennt ihn daher Kuhstein. Wagner, hist. natur. Helvet. Tiguri 1680, 320.

Einen Franzosen Marbodäus setzt man in's 11. Jahrhundert und schreibt ihm folgende Verse über den Donnerstein zu:

Qui caste gerit hunc, a fulmine non ferietur,
Nec domus, aut villae, quibus adfuerit lapis ille.

Den Unkeuschen also wird, diesen Lateinversen gemäss, der Blitz erschlagen, oder wie es Hiob 19, 21 heisst, die Hand Gottes rühren. Scriver, im Seelenschatz 4, 925 erzählt von einem deutschen Edel-

manne, der zur Erntezeit auf dem Felde draussen bei seinem Gesinde war. Als ein Donnerwetter plötzlich einfiel, barg er sich unter den bereits in einzelne Stiegen aufgeschoberten Garben, traf hier eine voraus darunter gekrochene Magd und trieb Unzucht mit ihr. Ein Blitzstrahl tödtete die Dirne und riss ihm Nase und Lippen weg. So hat diesen Gottgezeichneten Scriver selbst noch gesehen.

Unmittelbar an diese Vorstellungen knüpfen sich diejenigen an, die vom Strahlstein gelten. Ein im ganzen Alterthum verbreitet gewesener und jetzt wenigstens noch sprachlich nachklingender Glaube ist, jeder Blitzstrahl gehe in Gestalt eines runden, hohlen Steines sieben Klafter tief in den Boden und komme, alle Jahre je um ein Klafter heraufrückend, wieder an die Oberfläche. Daher, heisst es, rühren alle guten Feuer- und Schleifsteine. Es ist dies in Hesiods Theogonie 722 der eherne Hammer Akmon, der, von Zeus entsendet, zehn Tage vom Himmel zur Erde, und zehn andere, um von dieser zum Tartaros zu fliegen braucht. Es ist ebenso in der Edda Thôrrs Hammer, den der Riese Thrymr *(tonitru)* geraubt und acht Rasten tief unter der Erde vergraben hat. Oder es ist der mit dem Schulmeister wettwerfende Teufel in Haltrichs Siebenbürg. Volksmärchen pg. 164. Letzterer schleuderte einen Schmiedehammer in die Luft, der sieben Stunden braucht, bis er wieder zu Boden fällt. Der pfiffige Schulmeister, der den Hammer nicht bewegen kann, nimmt einen Finken und schleudert ihn in die Luft: Dieser Stein, sagt er listig, braucht sieben Tage, bis er zur Erde fällt; willst du so lange warten? Die Donnerkeile (nord. Thôrwiggar, schwed. Tordönsvigge) oder Kelte sind mit einem Oehr durchbohrt; die Roll- und Klappersteine sind, wie ihr Name sagt, hohle Steinkugeln mit einem beweglichen Steinchen in ihrem Innern; die Scheibensteinchen haben ein cirkelrundes Loch in ihrer Mitte, das durch Ausfall eines verwitterten Thons oder Drusenganges entsteht; Erforderniss aller dieser Steine ist, dass sie von Natur hohl seien. Da man die Ursache ihrer geregelten Durchbohrung in dem durch ihre Röhre fahrenden und in die Erde mündenden Blitze sucht, so nennt man sie Strahl. Auch ihr englischer Name *adderston* deutet auf diese stechende, sie durchschlagende Wolkenschlange des Blitzes. Im Jura zeigt man örtliche Klippen am Berggrat her, in die der Blitz zu fahren pflegt, und nennt sie ausschliesslich Strahl; so z. B. im Thalkessel von aargauisch Asp, auf der Burgwand der Urgiss. In Kärnten glaubt man noch heute, dass beim Gewitter kleine Bergkristalle, Dunderstoand'ln, vom Himmel fallen. Ztschr. f. Myth. 3. 29, 11. Am

zahlreichsten vertreten sind solcherlei Steinchen durch die Belemniten. Diese metamorphosirten Reste thierischer Gliedmassen, in Form von Thierstacheln und klauigen Fingern, bedecken im Jura weite Ackerstrecken. Die in ihnen eingeschlossen gewesenen organischen Bestandtheile sind verloren; nichts als die leere, hohle Gelenkröhre des Reptils ist übrig. Schreibt man sie dem Teufel zu, so sind sie Finger und Füsse, die der vom Himmel Stürzende sich hrach, und heissen alsdann Teufelsfinger, Teufelskegel (=thierische Losung), Stechehörndli (Hörndlibub=Teufel), Schrättelifüsse. Die Schrättelein sind die in den Schrattenfluhen wohnenden Gewitterzwerge. Auch Krottenstein heissen sie, weil die Gewitterkröte einen geheimnissvollen Stein im Haupte tragen soll; Alpfuss und Trudenfuss, weil sie an die Fussspur der Wetterhexe, an das Stampfen der Trude erinnern sollen. In's Bett gelegt bewahren sie den Schlafenden gegen das Alpdrücken, an krankende Fruchtbäume gehängt, machen sie diese wieder fruchtbar. In den Ställen dienen sie den Rossen gegen das Verfilzen der Mähnen, weil sie das Schrättlein abhalten. In den Barren legt man statt solcher Belemniten, die allzu klein sein würden, zwei bis drei gewöhnliche Flusskiesel, durch die das Futter rein gehalten und die Stallkuh milchreich gemacht werden soll. Man stampft jene ferner zu Mehl, trinkt davon gegen Krämpfe, legt sie als Pflaster verknetet auf Wunden. Der über Feld gehende katholische Bauer trägt sie im Sacke mit sich, an der Stelle „des Geistlichen Schildes“ oder statt irgend einer andern Sammlung von Zaubersegen. Sogar an den Paternosterkranz werden sie gehängt und mit in den Gottesdienst genommen. Ein besonderes Beispiel hievon aus der Gegenwart bietet Birlinger, Schwäb. Sag. no. 307.

Der Regenstein.

Klüftige Felsen und Feldsteine sammeln den Regen oder das Abwasser der Dachtraufen zu kleinen stehenden Pfützen in sich an; nach diesen Wasserhüllen nennt man sie in Schwaben Hollen- und Wollenlöcher (Birlinger, Wörterbüchl. d. Schwäb. Sag. 45. 60), in Norddeutschland Hullen- und Wullenstein (Kuhn, Westfäl. Sag. pg. 1. 145). In Baiern ist aus dem Geschlechte deren von Hülloch jener berühmte Seyfried Schweppermann, der Sieger von Ampfing, hervorgegangen (Bavaria 2, 504. 518). Allenthalben knüpft sich die Sage daran: Frau Huld (Holla) habe auf diesem Frauen-Hollstein um den Verlust ihres nicht wiederkehrenden Gemahls unstillbare Thränen geweint (Wolf, Hess. Sag. no. 12), oder es habe Frau

Holle den Fels gegen den Neubau einer Christenkirche zu schleudern versucht, aber schadlos entglitt derselbe ihrer Hand und trägt von ihren Fingergriffen ein tiefes Loch, worinn zu jeder Zeit Wasser steht, mag es auch noch so lange nicht geregnet haben. Kuhn, Nordd. Sag. 110, Märk. Sag. 138. Die Erzählung geht dabei abwechselnd in's Seelenvolle und in's Triviale über, je nachdem die alte Heidengöttin dabei bescholten oder in ihrer christlichen Umkleidung beehrt sein soll. Gilt es der erstern, so hat sie hier in eifersüchtiger Wuth ihr Wasser gelassen; hat die Erzählung bereits christliche Gestalt und Wendung, so legt man am Ostertage Frühlingsblumen in den Hohlstein oder in das zunächst fliessende Wasser (Kuhn, ibid.), und so sieht man im Stein bei Rimbach an der Fulda die Lagerstatt, auf welcher Marie ruhte, und das Waschbecken, worin sie ihr Kindlein wusch. Wolf, Beitr. 2, 30. Die beiden Hergottstritte in Schwaben sind zertrümmert worden. Am Rosenstein nämlich war der tiefe Tritt der Ferse zu sehen, die der Heiland hier aufgesetzt, und auf dem eine Viertelstunde entfernten Scheuelberge die Zehen, so dass das Mittelstück des Fusses über das ganze Thal gereicht haben muss. Das in beiden Fussstapfen angesammelte Wasser gebrauchte man zu des Chronisten Crusius Zeit gegen Augenleiden. Auf herzoglichen Befehl wurde 1740 „der abergläubische Tritt“ auf dem Rosenstein gesprengt; später auch jener auf dem Scheuelberge herausgehauen, aber auf dem Heubacher Rathhause noch lange aufbewahrt. Meier, Schwäb. Sag. 161. 162.

Zwei Glaubenssätze des Heidenthums drücken sich dabei deutlicher aus: Der Wurfstein besass regenerzeugende Kraft, und das in seinen Eindrücken angesammelte Regenwasser war zugleich heilkräftig. Deshalb spricht das Rolandslied (ed. W. Grimm) von jenem *nazzen stein,* welcher von den um Roland geweinten Thränen Karls d. Gr. bis heute benetzt bleibt; oder eben dahin sind die unstillbaren Thränen zu deuten, die der Wilde Mann auf dem Felsblock beim Dorfe Gryon um seine geliebte Blanca vergoss (Naturmythen 105). Da der aus der Wolke geschleuderte Donnerkeil nicht ohne Gewitter zur Erde fallen konnte, so knüpft sich an die einzelnen Felsblöcke entweder die Sage, der Teufel, der Gewittergott des Mittelalters, oder die diabolisirte Frau Holle habe sie herabgeworfen; oder da der befruchtende Gewitterregen in Hagel und Ueberschwemmung ausarten kann, so entsteht auch der Glaube, Gedeihen und Verwüstung der Flur sei durch das Schleudern des Steines herbeizuzaubern. Man zog zu Rom den *lapis manalis,* der

vor dem capenischen Thore beim Tempel des Mars lag, bei anhaltender Landesdürre in Procession nach der Stadt. Ein bei Grenoble gelegener Dolmen, der Wunderstein, hatte noch im 17. Jahrhundert eine Art christlichen Dienstes, um bei grosser Trockenheit Regen zu erhalten. Mone, Gesch. d. Heidenth. 2, 361. Zu Köln hatte die hl. Gertrud den kalten Stein aus dem Rhein geholt, der hl. Bischof Severin, der daselbst noch um Regen angefleht wird, hat ihn wieder in den Rhein geworfen. Jene Heilige bringt also trockenes Wetter mittelst des Steines, während dieser Bischof den Stein entfernt und damit zugleich die Landplage der Dürre. Statt des Steines wirft man später das Bildniss des mit ihm wirksam gewesenen Heiligen bei schlimmem Wetter in's Wasser. Beim Misswachs des Weines warfen die Franken das Bild des St. Urban in den Bach, die Baiern bei langem Regen den hl. Leonhard, die Detzemer an der Mosel den hl. Bonifacius in die Hecken, wenn ihnen trotz der Gebete die Bohnen erfroren. Hocker, Deutscher Volksglaube 226. Die zaubernde Pfarrersfrau macht mit einem winzigen Kieselsteinchen Regen und Hagel. Aarg. Sag. no. 402. Die Meinung, der Pilatussee beginne zu stürmen, wenn man einen Stein in ihn wirft, wiederholt sich in dem Satze des Volksglaubens: Kinder, die im Frühlinge mit den Kieseln am Bache spielen, deuten damit schwere Sommergewitter voraus. Schwäbische Kinder machen sich aus Lehm ein tassenförmiges Gefäss, das sie unter dem Rufe „Hagelloch beim Dommisloch!“ auf eine Steinfläche werfen, um damit einen mächtigen Schall entstehen zu lassen. E. Meier, Schwäb. Kinderreime 96. Sie versuchen also mittelst ihrer selbstgemachten Klappersteine den Hagel zu eliciren, den der Berggeist des Pilatus aus seinem schon vorhin erwähnten Tomilisloch entsendet. Solche Steine nennt man im Alemann. Kinderliede pg. 177 und 393 Wetterleich; der Spielreim ertheilt den Rath, dieselben nicht unvorsichtig weiterzuwerfen, sondern sie aus dem Felde mit heimzunehmen und sie auf das Thürgesimse in Verwahrung zu legen:

Hotterlei, wer het de Stei?
wenn d'ne findst, so träg ne hei!
Wetterleich, wer het de Stei?
träg ne ûf die Sinze hei!

So lange man mit geweihten Glocken gegen Gewitter läutete, hatte auch der sogenannte Zeitstein noch eigene Geltung, der ehedem an's Glockenseil gebunden war, wie er jetzt als Gewichtstein an der Thurmuhr (mundartl. die Zeit) und im Bauernhause am Strick der Schwarzwälderuhr hängt. Auch dieser Stein war ursprünglich

ein geweihter, zuweilen sogar eine Riesenreliquie. Siegfried, der Drachentödter, hatte den Riesen Starkodd bei Jarnamodir in Holstein bekämpft und ihm einen Zahn ausgeschlagen. Dieser wog sieben Pfund und wurde in Dänemark an einen Glockenstrang gehängt. Nornagest erzählt, dass er den Zahn selbst gesehen und mit sich genommen habe. Russwurm, Nord. Sag. 166. 358.

Wer den Erdmandlistein bei Wohlen behaut, dem reissen die drunter wohnenden Erdmännchen den Kopf ab; wer einen Regenstein sprengt, der bringt Verderben über die ganze Gegend. Temme-Tettau, Preuss. Sag. no. 160, hat dafür eine der Gegenwart angehörende Begebenheit vom Opferstein zu Rombinus. Derselbe lag an der Seite der Memel auf einem Berge, gegenüber der Stadt Ragnit, und war dem litthauischen Donnergott Perkunos geweiht. So lange der Stein stand, wich weder das Glück der Ehen noch der Segen der Felder aus dem Lande. Da kam ein fremder Windmüller und kaufte den Opferstein zu Mühlsteinen an. Nachdem er endlich fremde Arbeiter gefunden hatte, welche die Arbeit wagten, wurden diese über dem Geschäfte alle unglücklich; nun ist seit dem Jahre 1835 auch der Opferberg mit eingestürzt und der Memelstrom frisst das Land.

Diese Erzählung leitet über auf einen Stein unserer eigenen Landschaft, merkwürdig durch seine Gestalt, wie durch seine Sagen.

Im Walde Lint, zwischen Lenzburg und Othmarsingen, liegt ein Felsblock, aus dem man vor etlichen Jahren sämmtlichen Bedarf an Steinen gebrochen hat, der für den städtischen Kanalbau zu Lenzburg nöthig geworden war; gleichwohl ist der Fels noch immer bei 12 Fuss hoch, 15 breit und 20 lang. Ehedem nannte man ihn die Fischbank und hielt ihn für den Mittelpunkt der sagenhaften Heidenstadt Lenz, wo die Marktweiber ihre Fische feilgeboten hätten. Da der Wald ohne alles Gewässer ist, so nennt man den Fels seit neuerer Zeit Römerstein, veranlasst durch jene römischen Militärstationen und Sommerquartiere des benachbarten Waffenplatzes Vindonissa, die mit ihrem Schutt hier ringsum den Boden füllen. Das bewaldete Landstück selbst, auf dem der Stein liegt, heisst Schwarzäcker, der moorige Waldboden ergiebt Aschenschichten, Töpferscherben, Mauerwerk und römische Imperatorenmünzen. Der Fels hat in seiner Grundlage mehrfache Schlupflöcher, die nicht dem Zufall anzugehören scheinen, man kann sie zur Noth bekriechen. Eine Sage über ihn in den Naturmythen pg. 157 berichtet sehr anschaulich von der Volksmeinung, wonach solcherlei Blöcke einst durch Menschenhand zur Stelle gerollt und künstlich in ihre jetzige

Lage gebracht worden seien. Ein Fels des gleichen Namens, *pierre du poisson,* lag vormals neben dem Rathhause zu Porrentruy, auf ihm wurde Recht gesprochen und der Verurtheilte ausgestellt; seinen Namen, sagt A. Quiquerez im Schweiz. Geschichtsanzeiger 1860, 121, hatte der Stein davon bekommen, dass bei ihm an Markttagen die Fischlägel aufgestellt wurden. Man stösst also bei beiden Steinen auf dieselbe Namenserklärung, wohl nur deswegen, weil zwischen Wald- und Wassergottheiten, zwischen Wilden Weibern, Waldfeen und Nixen in den Sagen eine feste Verbindung besteht. Als Held Wittich (Witugauuo, Widigoia, der Mann des Waldgaues) durch Dietrich von Bern verfolgt wird, breitet ihm am Meeresufer seine Ahnfrau Wakhild die Arme rettend entgegen und nimmt ihn auf. Weinhold, Riesen 66. Die Fischsteine beziehen sich demnach auf Nixensagen. Es ist eine bekannte Vorstellung, wie die Nixen in vollständiger Hauswirthschaft leben, aber ihr Bedürfniss an Fleisch bei den Menschen einkaufen müssen. Die Nixe von Trotha wurde dabei einmal von dem Fleischer, vor dessen Laden sie stand, an ihrem nassen Rocksaume erkannt, und während sie mit dem Finger auf das Stück Fleisch hinwies, von dem sie zu kaufen wünschte, hieb er ihr mit dem Beil die Hand ab. Während nachher der Metzger über Land gieng und einem losbrechenden Regenwetter entkommen wollte, musste er zur Strafe in einen geringen Strassengraben stürzen und drinn ertrinken. Sommer, Thüring. Sag. no. 35. Rückert erzählt dasselbe in den Gesamm. Ged. 3, 188 aus eigener Erinnerung vollständiger:

Ein Nixlein hatt' auch Fleisch gewollt,
Doch fand's in seinem Fluss kein Gold.
Da nahm's vom Karpfen Schuppen blank,
Trug sie in's Dorf zu Metzgers Bank,
Er strich für baare Münz es ein
Und fand die Schuppen hinterdrein.

Dieser Trug wiederholt sich dreimal, zum vierten Male aber betrachtet der Metzger die Nixe genau, sieht, dass ihr Rocksaum wassernass ist, und während sie die Schuppen auf die Bank wirft und nach dem Fleische langt, haut er ihr die Finger ab. Auf das Geschrei kommen alle Nixen, um das Blut der Schwester wegzuwaschen, waschen um's Haus, bis dies einstürzt, waschen um's ganze Dorf, bis es vom Wasser verschlungen ist. Heute noch steht in böhmisch Brandeis der Glaube an den Wassermann, der dort in der Elbe wohnt und mit Fischen handelt, so fest, dass man fremden Leuten, die Fische dorthin zum Verkaufe bringen, immer

erst auf die Rocktaschen sieht, ob sie trocken sind. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 155.

Der gesalbte Stein.

Warum wohl pflegt man die Marktbutter in Form eines Wetzsteines bei uns zum Verkaufe zu bringen? Handgreiflich freilich deshalb, weil der Stein Sense und Sichel wetzen hilft zum Gras- und Kornschnitt; in Wahrheit aber, weil die Nomaden- und Hirtenzeit den Stein salbte und mit Butter beschmierte zum Opfer für die Gottheiten, denen man den Milch- und Buttergewinn verdankte.

Das classische Alterthum schon zerbrach sich den Kopf über die Frage, in wiefern in Hellas der Steincultus als ältester anzusehen und welche ursprüngliche Idee ihm zu unterlegen sei. Der Altgott Kronos war als ein steinfressender Riese gedacht; jener verschlungene und wieder von ihm gegangene Stein war in der Nähe des delphischen Tempels aufgestellt, „ein Zeichen zu sein und ein Wunder fortan den sterblichen Menschen". Von diesem Kronos-Mythus äussert Herodot 8. 8, 2: Er selbst habe im Beginne seiner Schrift diesen Sagen der Hellenen die grösste Einfältigkeit vorgeworfen; da er aber auf seiner Reise weiter gegen Arkadien gekommen, habe er hier den Gedanken fassen gelernt, es möchten die so weisen Hellenen ihre Sagen nicht geradaus, sondern wohl mittelst räthselhafter Einkleidung zu erzählen gewohnt sein, und nun vermuthe er, dass eben das über Kronos Gesagte wirklich Weisheit enthalte. Herodot vermuthete hier das Richtige, aussprechen konnte er es nicht. Den mit Oel begossenen und mit geweihter Wolle umwundenen Opferstein, wie ein solcher niedergelegt war am delphischen Altare, nannte man Baitylos, ein Name, welcher sprachlich und geschichtlich nach Syrien und Phönicien gehörte. Hier erscheint er als jener Stein Bethel, „das Haus Gottes", den der Patriarch Jakob errichtet und mit Oel salbt, ein Steinfetisch aus der vormosaischen Religion: Jakob nahm den Stein, legt ihn hin als Mal und goss Oel darauf. 1. Mose 28, 18. Der Grieche leitete den Namen Bethel, Baitylos fälschlich ab von βαιτη, das Bauernkleid aus Ziegenfellen (oberdeutsch der Pfait, Unterkleid), weil jener von Kronos verschlungene Stein listiger Weise mit Wolle und Ziegenfell so umwickelt gewesen sei, dass der Gott ihn habe wieder erbrechen müssen. Allein die Gewitterwolke ist dem Griechen selbst eine feurige Ziege Chimaira, dem Psalmisten ist sie gleichfalls lautere Wolle; vom Meteor- und Regenstein Baitylos also sollte die Fruchtbarkeit des Bodens und die Fette der Heer-

den ausgehen, zum Opfer wurde er daher selbst mit Fett und Oel begossen. So war auch der Stein der Kybele aus Kleinasien mit Zustimmung des pergamenischen Königs Attalus nach Rom gebracht, hier unter dem Namen der grossen Göttermutter in seinen eigenen Tempel gestellt worden, und in dem Jahre, da dies geschah, versichert Plinius N. G. 18, cap. 4, soll die Ernte ergiebiger gewesen sein, als in allen zehn vorhergegangenen zusammen. Dieser Stein zu Rom und jener zu Delphi weisen auf die Nomadenzeit zurück, da die Götter noch steinschleudernde, cyklopische Schafhirten des Gebirges sind. Homers menschenfressender Polyphem, sowie die eddischen Bergriesen und die Wilden Männer der Alpensagen gleichen sich gegenseitig in ihrer ursprünglichen Grausamkeit und Gutmüthigkeit. Die Riesen im Gasteiner Thale stellen den Menschen Butter und Milch vor die Hausthüre; also eben das, was ihnen der Mensch ursprünglich selbst opferte. Eine Gattung Schiefersteine heisst in Norwegen Jyvrikling, der Fels (Kling) der Riesin Jyvri, weil sie ihn mit Butter beschmiert und ihre Finger drein gedrückt hat. Der buttergeschmierte Stein wurde aber nicht von der Riesin, sondern für sie bestrichen, und wie das Heidenthum hl. Bilder mit Oel und Fett salbte, so wurde nachmals noch das Herdbild am Tage Pauls Bekehrung, wenn es einen hellen, lieblichen Tag brachte, mit Butter geschmiert, sonst aber vom Backherd gestossen und in's Wasser geworfen. Myth. 513. 524. Fast jedes höher gelegene Berggut in unserm Jura benennt seine paar örtlichen Felsblöcke mit dem wiederkehrenden Namen: Ankeballen, Ankefluh, Ankenkübel, Ankenbälmli; gewöhnlich mit dem Beisatze, wie einst hier Riese oder Hexe vergeblich gebuttert und im Zorn alles Geräthe nach drei Seiten verschleudert habe: In's Thal hinab den Rührstock, auf die Bergmatte den Deckel, auf die Fluh hinauf den Rührkübel. So erwähnt auch Schönwerth 2, 249. 250 einzelner Felsen im Fichtelgebirge bei Neustadt, auf denen je ein kleinerer als Deckstein ruht, unter dem Namen Des Teufels Butterfass. Nächstverwandt mit solchen Benennungen der Felsblöcke ist der gleichfalls allenthalben wiederkehrende Volksglaube, alles bei ihnen an Scherben und Knochenresten Hervorgegrabene oder Aufgefundene müsse, wie sie selbst, heilbringend wirken. Die irdenen Grabtöpfe in niederdeutschen Hügelgräbern schreibt man den Unterirdischen bei und nennt sie *önnerersk pottjüg,* im Saterlande *ôlkerpött,* Krug der Unterirdischen. Man gebraucht sie als Melkgeschirr, weil die Milch drinnen fetter rahmt und mehr Butter ergiebt. Müllenhoff, Schlesw.-Holst. Sag. no. 385. In Steiermark gilt das Berühren beschriener

Hausthiere mit solcherlei in „Heidenkogeln“ gefundenen Gefässscherben für heilkräftig. Mittheil. des Steiermärk. histor. Vereins 1861, Heft 10, 267. Im Aargau bringen sie dem Finder unbegreiflich raschen Wohlstand in die Bauernwirthschaft: Aarg. Sag. 2, pg. 248.

Verfolgt man die Vorstellungen vom gesalbten und gefetteten Opferstein, vom versteinerten Butterfass der Riesen, von den versteinerten Broden des Teufels und ähnlichen sagenhaften Mühlsteinen oder Spinnwirteln, die der Satan oder seine Hexe auf dem Felsengrat des Gebirges weggeworfen, so führt ein in ihnen stillliegender landwirthschaftlicher Gedanke über auf des Riesenmähers Wetzstein; der Donnergott wird zum Erntegott, sein Strahlstein zum sichelschärfenden Schleifstein. In Island nennt man jetzt noch eine bestimmte Art von Schleifsteinen Thursaberg, Riesenberg. Maurer, Isländ. Sag. 36. Die Riesen werden also als Heumäher gedacht. Von den uralten herrenlosen Wetzsteinen, die haufenweise unter dem Laub der Hochwaldungen im Jura und im Freiamte gefunden und vom Landvolke begierig aufgekauft werden, berichten die Aarg. Sag. 1, pg. 133. Der Mäher kauft und gebraucht sie als unbezahlbar gute Wetzsteine, Krämer und Aufkäufer feilschen darum mit kaum geringerer Begierde, als wie jene neun Mäherknechte des Bergriesen Baugi thaten. Der wandernde Odhinn hatte sie bei der Mahd getroffen, zog seinen Wetzstein aus dem Gürtel und wetzte ihnen die Sicheln. Als nun jeder den Wunderstein einzuhandeln verlangte, warf ihn der Gott in die Luft, und indem sie ihn um die Wette aufzufangen suchten, schnitten sie sich mit den neugeschärften Sicheln gegenseitig die Hälse ab. Auch in die Specialgeschichte sind diese Steine übergegangen. In Roeskilde, der dänischen Königsgruft, hieng vormals zunächst dem Grabmal der Königin Margaretha, welche Schweden eroberte, ein drei Ellen langer Wetzstein. Zum Spott, hiess es, habe ihn der Schwedenkönig Albert ihr zugeschickt, statt des Schwertes ihre Nähnadeln dran zu spitzen. Der Stein ward vom König Karl Gustav nach Schweden fortgenommen und dorten in der Domkirche zu Upsala verwahrt. Zedler, Univ.-Lexic. 32, 1235. Gleiches macht sich in der ältern Berner Geschichte geltend. Der Bischof Johann von Vienne, den die Berner durch mehrere Kriegszüge in seinen Sprengel gezüchtigt hatten, erlaubte sich die Drohung, er wolle auf Bern ziehen und dorten den Stadtwald Bremgarten an der Aare niederhauen. Zum Hohne hiengen die Bürger Schleifsteine an verschiedenen Orten im Walde auf, damit des Bischofs Leute

ihre Beile dran schleifen könnten. Bern. Neujahrsbl. 1825, 12. Der Weiberwetzstein hieng zu Kalten-Westheim an der Rhön als Wahrzeichen des Ortes und Niemand durfte an ihm wetzen. That es Einer aus Unkunde oder Muthwillen, so kamen die Weiber herbei, tauchten ihn und liessen ihn nur gegen eine Geldbusse los. Die Weiber hatten dies Privilegium seit dem J. 1463, wo sie zur Ortsvertheidigung mithalfen. Wachsmuth, Gesch. deutsch. Nationalität 1, 166. Das Basler Geschlecht Wettstein, das seit dem Osnabrücker Frieden der Stadt manchen Bürgermeister geliefert hat, benennt sich gleichfalls nach dem Wetzstein. Solcherlei Beziehungen auf rein historische Begebenheiten werden wieder aufgehoben durch die Sagen vom Hahn. Dieses dämonische Feuer- und Gewitterthier trägt nach dem friesischen Volksräthsel (Alemann. Kinderlied pg. 229) in beiden Krallen einen Hammer und einen Schleifstein, die eddischen Attribute Thôrrs. Er hat ferner ebenda no. 379—381 in der linken Kralle einen Schleifstein, einen weissen Stein im Kopfe, verschlingt Mühle und Mühlstein und wird zuletzt mittelst eines auf ihn gestürzten Mühlsteines amtlich hingerichtet. Dies besagt: Mit dem Kornschnitt, der unter Thôrrs Schutze steht, sind auch die sommerlichen Hochgewitter vorbei, die der Hahn mit seinem zunderrothen Kamme bekräht, und das Geschäft des Wettervogels ist zu Ende. Heuhahne und Krähhahne nennt man demgemäss in der Schweiz das Festmahl nach beendigter Heu- und Kornernte, anderwärts ist damit auch noch das Schnitterspiel des Hahnengreifens und Hahnenschlagens verbunden. In Hannover giebt es zu ähnlichem Zwecke dann die Gasterei des Bräuhahns, in Altbaiern die des Saathahns, und nach der friesischen Bohnenernte bekommen die Schnitter das Mahl des Bohnenhahns. Wachsmuth, Gesch. deutscher Nationalität 2, 106. Bei Mecklenburger Erntebräuchen ruft man singend dem Wold und Wouden. Wuotan-Odhinn war nämlich selbst Erntegott, wie nachmals sein Sohn Thunar; als Vater musste er also den Donnerkeil vorausgeschleudert haben; er heisst daher in den Eddaliedern selbst Thundr und wirft den Schlegel, wie Thôrr den Hammer. Myth. 1206.

Die Heilsteine.

Felsen, deren beweglichen Deckstein man zu Heilzwecken erklettert und in deren Eindrücke man kranke Glieder legt, oder Klüfte, durch deren Enge man schlüpft und kriecht, tragen den Namen Heilstein, Helfenstein. Jede Frau wird heil, sagt darüber die Edda, und wäre sie schon ein Jahr krank, die den Hyfjaberg

erklimmt. Der Helfenstein im Fichtelgebirge ist ein gewöhnlicher Granitfels, auf dem ein kleinerer ruht (Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 2, 244). Aus dem Namen Helfholz in Westfalen ist später ein St. Hülpe und St. Gehelfe gemacht worden. Kuhn, Westfäl. Sag. 1, pg. 21. Auf dem Wege vereinzelter Namensumwandlungen solcher Art suchte die Kirche den deutschen Paganismus allmählich zurückzudrängen und seine Superstitionen durch eine ihm unterlegte christliche Beziehung zu mildern. Wollte ein solcher Versuch im Einzelnen nicht fruchten, so musste freilich der örtliche Heidenbrauch gänzlich verboten und als Teufelsdienst verdammt werden. Hierinn liegt mit ein Grund, dass der Name Heilstein seltener, der Name Teufelsstein um so häufiger geworden ist. Ein Vorsprung des Teufelsfelsens an der baierischen Donau heisst Teufelskanzel, und gerade bei dieser hat sich der eingreifende Zug erhalten, dass man ihr heilkräftige Wirkung beimass. Wer mit Kreuzweh oder einem Bruch behaftet war, wurde gesund, wenn er durch das Loch dieses Felsens schlof oder sich hindurchziehen liess. Dies nannte man bögeln (durch den Steinbogen gehen), und jetzt noch pflegt man zu solcherlei Patienten scherzhaft zu sagen: Lass dich bögeln! Panzer, Baier. Sag. 2, 428.

Ich beginne mit denjenigen wildliegenden Felsblöcken der Schweiz, die man noch als Heilsteine wirklich kennt, um mit denen zu schliessen, an die sich ein kirchlich-religiöser Glaube bis auf die Neuzeit geknüpft hat.

Die Höhle bei Corneaux im Neuenburger Jura, unfern der Berner Grenze gelegen, ist eine Felsengrotte, in deren Oeffnung eine Steinbank liegt, im Hintergrunde derselben aber ein isolirter Felsblock aufragt in Form eines den Arm ausstreckenden Mannes. Vielerlei um die Bildsäule herumliegende Rollsteine nennt man Krüge und Vasen, als ob man mit ihnen das Wasser der mineralischen Quelle zu schöpfen hätte, die nebenan aus der Wand rieselt. Die Bildsäule ist der versteinerte Zauberer, der von hier aus die Mönche der Abtei von Landeron verfolgte, sie in seine Höhle schleppte und zerstückelte, schliesslich aber von dem Basler Bischof mittelst des Leibrockes erschlagen und mit Allem in Stein verwandelt wurde. Um die Höhle hierauf von Mord und Blut zu reinigen, schlug der Bischof an die Felsenwand, und ein kleiner Heilquell sprudelt seitdem hervor. Davon heisst der Ort die Höhle der Genesung, *caverne de la guerison,* sonst auch *caverne du sorcier.* Brustleidende giengen ehemals hieher, spuckten dreimal gegen die Bildsäule und nahmen im Quell ein Fussbad. Heute

noch holt sich der an Rheumatismen Leidende einen jener krugähnlichen Steine, wärmt ihn und legt ihn zu sich in's Bett. Man zerstösst ihn auch und giebt ihn im Wasser jener Quelle kranken Stallthieren zu trinken.

Der *Pierre percée* liegt auf einem Hügel zwischen Pruntrut und Courgenay im bernischen Jura. Der aufrechtstehende Fels hat 10 Fuss Höhe und 5 Breite und ist künstlich in einen andern Stein eingelassen, der wagrecht unter dem Boden liegt. Schon im vorigen Jahrhundert ist diese künstliche Grundlage durch den Gelehrten Dunod ermittelt worden. In der Mitte hat der Fels eine Oeffnung von 15 Zoll Durchmesser, die ihm den Namen des durchbohrten Steines gegeben hat. Durch dieselbe pflegen die Umwohnenden theils den Kopf zu stecken, um von Kopf- und Zahnweh befreit zu werden, theils neugeborene Kinder zu schieben, in dem Glauben, dass denselben dann ihr Leben lang kein Leid widerfahre. Bis auf die jüngste Zeit hatte neben diesem Fels eine Linde gestanden, die hier den ausgedehntesten Gerichtssitz des Elsgaues (pagus Elsgaugiensis) bezeichnete und unter der schon seit dem 13. Jahrhundert geurkundet worden war. Die antiquarischen Untersuchungen der Jurassier beschäftigen sich besonders gerne mit der Nachweisung einzelner in Cäsars gallischem Kriege genannten Localitäten, und so hat Abbé Sérasset in seinem zweibändigen Werke über den französischen Jura den Stein als diejenige Stelle beschrieben, an welcher Cäsar und Ariovist ihre Verhandlung vor der Schlacht (lib. 1, cap. 43) abgehalten hätten. Die Sage fügt bei, beide Feldherren hätten damals durch das Loch des Felsens sich die Hand geboten; diese Tradition hat in so ferne Sinn, als man unumstössliche Beweise besitzt, dass solcherlei Menhirs in der Schweiz noch zur Zeit der römischen Herrschaft errichtet worden sind. Vgl. Ferd. Kellers Pfahlbauten, dritter Bericht 1860, VIII.

Hinter dem Chor der Wallfahrtskirche zu Beinwyl im Freiamte ist im Kirchenboden eine Oeffnung, die in die Gruft des hier bestatteten hl. Burkhard hinabmündet. Die Presthaften wallfahrten hieher und hängen ihre erkrankten Glieder zur Heilung in diese Oeffnung des Bodens. Unten in der Gruft entspringt der Burkhardsbrunnen, dessen Wasser gegen Fieber getrunken wird. Von dieser Wallfahrt handeln: 1. Der Selige Priester Burchard, gewesster Pfarrherr zu Beinwyl. Gedruckt Zug bey Hiltensperger 1743; 2. Inscriptio ad sepulchrum D. Burchardi in Beinwil. Tugii, typis Schell 1734. Diesen zwei Flieg. Blättern sind beigegeben ein Lateingedicht und ein deutsches Fahrtlied, letzteres anfangend: Im

Freyen Ambt zu Langenmatt | Burchardus war geboren. Das Lied erwähnt, dass man durch den in der Gruft offen gelegenen Steinsarg hindurchkroch:

Da schlieffen durch das hohle Grab
die sich kaum können regen.

Dieselbe Angabe wiederholt sich in den Lateinreimen:

Juxta tumulum stat tumba,
concava e saxis structa,
per quam ægri quando reptant
miram opem inde portant.

Prope est videre locum
in terram rotunde fossum,
quo, qui pedes claudos infert,
saepe gressum rectum refert.

Extra templum fons videtur
et in pretio habetur,
qui Burchardi dicitur,
unde Salus bibitur.

So ist auch der Angelsachsen Grab zu Sarmenstorf, worin diese drei Landschaftsheiligen ursprünglich bestattet waren, ein Gewölbe von 7 Fuss Länge und 4 Breite, in das eine Steintreppe hinabführt. Gegen Kopfleiden lässt man den Deckstein wegheben, steigt hinab und betet drinnen. Der Steinsarg selbst, in dem die Heiligen gelegen haben sollen, befindet sich nicht mehr in jenem Gruftgewölbe, sondern wurde in die Wendelinskapelle versetzt. Das ehemalige öffentliche Bad der Stadt Baden war nach der hl. Verena, deren Bildniss dorten aufgestellt stand, Verenabad genannt. In dem Steinboden des offenen Bassins stand ein Loch offen, das Verenaloch, durch welches der Sprudel der heissen Quelle unmittelbar aufsteigt. Das Badhaus wurde später abgetragen und der Sprudel sammt dem hohlen Steine kapellenartig eingebaut. Damit ist folgende Sitte mit verschwunden, deren allgemeine Giltigkeit noch aus unserm Jahrhundert bezeugt ist. Diejenige Ehefrau nämlich, die sich nach einem Erben sehnte, liess sich hier des Nachts ungesehen Zutritt verschaffen, senkte ein Bein in die Höhlung hinab und glaubte nun an die Erfüllung ihrer Wünsche. So ist auch bei der Quelle Groosbeck zu Spaa ein Fusstritt ausgehauen, in den sich zu gleichem Zwecke unfruchtbare Frauen hineinstellen unter Anrufung des hl. Remaclus. Wolf, Ndl. Sag. 227. Alle Freitage im Mai bringen die Mütter ihre Kinder an's St. Gallengrab in der Pfarrkirche des solothurn. Dorfes Wangen (bei Olten) und stellen sie in das dortige offene Steingrab. Strohmeier, Kant. Solothurn 266. In der Pfarrkirche von schwyzerisch Wollerau heisst ein Grabgewölbe Unser L. Frauen End; hier hinein treten die Mütter neunmal, ihr erkranktes Kind auf dem Arme.

Bei Allawinden, Kant. Zug, steht neben einer Kapelle ein Nagelfluhstück von der Höhe eines gewöhnlichen Gemarkungssteines. In seiner obern schiefen Fläche trägt er eine glatte, knieförmige Aushöhlung, die bloss durch das Anreiben erkrankter Gliedmassen so glatt und tief geworden sein soll. Bei Einsiedeln am Berge St. Jost liegt ein grosser Feldstein, durch dessen Mitte eine Rinne geht: Zieht hier der Wallfahrer seinen Schuh durch, so ermüdet er nicht, wenn er alle Stationen des Jostberges zusammen besteigt. Lindinner, Index memorabil. helvet. 1684. Gleiches erzählt man beim Kloster Ihlefeld im Harz vom Nadelöhr: Alle Knechte, die hier vorbei zum ersten Male in die Harzwaldungen fahren, müssen dreimal diesen durchbrochenen Felsen durchkriechen und werden dabei von den Mitgesellen mit der Peitsche gegeisselt. Harrys, Ndsächs. Sag. 2, no. 37.

Einige verwandte Fälle aus den benachbarten oberdeutschen Landschaften mögen schliesslich dazu dienen, die eben angeführten Beispiele noch gewichtiger erscheinen zu lassen.

Bei schwäbisch Immenried liegt im sog. Windhang ein Stein mit der eingedrückten Fussspur des hl. Ratper. Die Vorbeigehenden setzen ihren Fuss in diese Höhlung in dem Glauben, man könne dann nicht müde werden. Die gleiche Meinung gilt von dem Steine im Kirchlein zu Rethsee. Birlinger, Schwäb. Sag. 1, no. 635. Wer durch das Loch des Steinaltares der hl. Corona in Koppenwal schlüpft, bleibt in der Ernte frei von Kreuzweh; wer durch den Stein der Wolfgangskapelle in österreich. Falkenstein schlüpft, hat eine glückliche Entbindung. Panzer, Baier. Sag. 2, 84. 431. Das Steindenkmal des hl. Nonnosius in der Krypta des Freisinger Doms wird ebenfalls gegen Kreuzweh durchkrochen; auf den daneben stehenden Petersstein legen die Landleute ihre mit Frais behafteten Kinder, ein Heilversuch, der, wie sie glauben, nur auf Leben und Tod geht. In der Geschichte Freisingens von Meichelbeck heisst es darüber: „Von alten Zeiten her waren im Dome die Leute durch einen Bogen geschloffen, wenn sie Rückenschmerzen hatten.“ Die Obrigkeit hatte 1708 den Stein aus der Kirche brechen lassen (Bavaria 1860 I. Erste Hälfte, 465), allein nach Panzers Baier. Sag. (2, 432) dauerte im J. 1855 derselbe Brauch noch fort, da es daselbst heisst: Es vergeht beinahe kein Tag, wo nicht Leute sowohl bei der Nonnosius-Tumba als auch beim Petersstein Heilung suchen. — Wohl das sprechendste Ueberbleibsel aus der Reihe dieser Heilfelsen ist die Wallfahrtskirche St. Wolfgang am Inn bei Salzburg. Nachdem man vorher

beim Passiren der mehrfachen Wallfahrtsstationen bereits durch verschiedene Felsklüfte herkömmlich geschlüpft ist, gelangt man zu der ganz in Fels gehauenen Kirche und kann abermals nur in gebückter Stellung durch einen Felsengang in's Innere hinein. Dieser Eingang, heisst es, hat die Eigenschaft, dass von ihm jeder Durchkriechende, sei er gross oder klein, gedrückt wird. Nach verrichtetem Gebete, wobei man den Altar knieend dreimal umrutscht, kauft man sich eine Anzahl kleiner geweihter Metalläxte, die in der Kirche selbst feilgehalten werden; die einen davon wirft man opfernd sogleich hinter ein Kapellengitter, und zwar so zahlreich, dass sie sich hier zu blitzenden Haufen anthürmen, die andern hängt man an den Rosenkranz, zum Andenken an den axtschleudernden Wolfgang. Denn drei Viertel Stunden von hier entfernt hatte der Heilige sein Beil in die Lüfte fortgeschleudert und dabei solche Gewalt gebraucht, dass sich am Standplatze seine Füsse in Stein gedrückt haben; hier, hinter dem Berge, wo er das Beil am Ufer des Inn wieder liegen fand, glaubte er auch die Stelle gefunden, wo Gott eine Kirche haben wolle. Wer an Hau- oder Stichwunden leidet, verlobt sich hieher, und wenn er den Ort wieder verlässt, ruft er in einiger Entfernung: Heiliger Wolfgang, darf ich auf's Jahr wiederkommen? Dann giebt es zur Antwort: Ja! ja! ja! So glauben es hauptsächlich die Alten; die Neuen meinen, es sei das Echo (Panzer, Baier. Sag. 2, 569). Hier klingt fast der ganze Thôrcultus noch vereint nach, den Sage und Legende nur trümmerweise zu geben vermag, St. Wolfgang erscheint hier nach allen Seiten als der Stellvertreter des Gottes, der mittelst des Hammerwurfes die Grenzen bestimmt; der den Winterhimmel und die Eisdecke des Gebirgsflusses spaltet; dessen Hain ebenso viele Altäre und Heilsteine hat, als er selbst hier Hand- und Fussspuren zurückgelassen; dessen Waldfelsen mit Orakelstimme reden. Von manchen andern mirakulösen Steinen ist nichts mehr als die Erinnerung übrig, dass sie ihre wunderthätige Kraft durch den gröblichen Missbrauch verloren haben, den die Habsucht mit ihnen trieb. Alle Kranken genasen, heisst es, die durch das Loch in der Mauer der Stappenberger Kirche krochen; als man aber ebenso krankes Vieh hindurchkriechen liess, hörte das Wunder auf und man mauerte das Loch zu. Kuhn, Nordd. Sag. no. 148. Hier stirbt der Brauch am entweihenden Missbrauch, wie das Heidenthum an seinem eigenen rohen Geize. In dem nachfolgenden Beispiele aber zeigt sich, dass die geistige Verlassenheit auch des heutigen Christenmenschen zuweilen jene vergessenen

Hilfsmittel des Heidenthums wieder entdeckt, um sich mit ihnen magisch zu schirmen oder den mangelnden Geistestrost vorzuzaubern. Es berichten nämlich die Verhandlungen der Ehstnischen Gesellschaft (Dorpat 1840, Heft 1) folgende Thatsache aus den Ostseeprovinzen: Als dorten zu Anfang der Dreissiger Jahre die lutherischen Prediger aus ihren Gemeinden anhaltend durch die russischen Popen verdrängt wurden, entstand bei dem vernachlässigten Landvolke unter der Hand ein neues Heidenthum. Die Bauern mieden gemeindeweise jahrelang den ihnen fremden russischen Gottesdienst; dafür aber schlüpften sie dann an Sonntagen auf der Hutung durch zerklüftete Weidenbäume.

Kirchliche Steinalterthümer.

Die Legenden und Sagen von versteinerten Broden hat Wolf, Beitr. 2, 37 vorübergehend in Berücksichtigung genommen; sie sind nicht blos zahllos, sondern vielfach von hohem Alter. Man hat solche Wunderbrode aufbewahrt in der Peterskirche zu Rom, in der Marienkirche zu Danzig, in dem Archiv der Kirche zu Dockum, im Kloster Oliva, im Kloster zu Muri und an vielen andern Orten. Sie gelten als Zeugnisse der Strafe, die von den umwandernden und bei Menschen Einkehr nehmenden Göttern verhängt wird gegen Hartherzige. Allerwärts sind ferner die Sagen vorhanden von Felsen, die ein Riese oder Teufel fehlgeworfen und mit den eingeprägten Fingern liegen gelassen hat. Es hat Grimm einige derselben in seiner Mythologie 512 ausgehoben, um an ihnen den Ton aller übrigen zu bestimmen; sodann hat Wolf in den Beiträgen 2, pg. 21—36 noch andere derselben gesammelt und daran den Nachweis gegeben, dass unter der Hülle des Riesen, Teufels, Helden oder Heiligen, welcher die Macht hatte, den Felsen zu schleudern, Hand- und Fussspur ihm einzuprägen, ihn zu erweichen oder zu durchbohren — zugleich der höchste Machtgott des Heidenthums, oft Odhinn selbst oder dessen Sohn verborgen sei. Wir wünschen nun weder diese Beweisführungen weiter aufzunehmen, noch fernere Beispiele hierüber anzuschliessen, wohl eingedenk jenes Erfahrungssatzes, der von solcherlei Stoffanhäufung sagt: Je grösser der Vorrath an Gleichnamigem, um so gewisser die Ermüdung des Lesers und um so geringer seine Erkenntlichkeit. Nur etliche jener unserm Alpenlande ursprünglich zugehörenden Heiligen sind zu betrachten mit ihrer Berge versetzenden und Felswände spaltenden Geistesmacht, dagegen sind die der Christenheit allgemein bekannten zu übergehen. Nicht be

sprochen werden daher der Drachentödter Michael, der reisige Martinus, der Protomartyr Stephanus, die den Schwert- oder Kreuzestod erleidenden Johann Bapt., Petrus und Paulus, sammt den thebäischen Legionären, von denen bereits Notker sang, sie seien die Krieger des Herrn, die mit dem Glaubensschwerte der Wuth der römischen Heidenwelt siegreich trotzten. Näher liegen hier für persönliche Erfahrung und Anschauung die Heiligen Remigius (Romedi), Beatus, Magnus, Petronella. Um auf die letztgenannte Heilige zu gelangen, ist zu beginnen mit demjenigen Apostel und Heiligen, dessen Name Fels heisst, mit Petrus. Ihm ist aufgetragen, auf Erden Bauten zu gründen, unerschütterlicher und fester als die Pforten der Hölle; im Himmel aber hat er nach altverbürgtem Volksglauben die Meteor- und Regensteine zu rollen, dass die Wolken erbeben, sich öffnen und den Regen fallen lassen. Wenn es donnert und blitzt, sagt man, Petrus wirft goldene Kegel. In der Ukermark sagt man ebenso bei allzu langem Regenwetter: Gott ist wieder einmal nicht zu Hause, sondern Petrus ist am Regieren. Kuhn, Nordd. Sag., Abgl. 415. Nach Kuhns Märk. Sag. 455. 524 ist Petrus der Soldaten Feind und verfolgt sie auf den Märschen durch Regenwetter. Vgl. Ztschr. f. Myth. 1, 82. Ein baierisches Regiment war 1815 beim Einmarsche nach Frankreich mürrisch geworden über das lange Regenwetter und hielt den hl. Petrus für den Urheber desselben. In Ermangelung seiner nahmen sie ein Nepomuksbild von der nächsten Brücke, banden es einem der Kameraden auf den Rücken und liessen es Spiessruthen laufen. Panzer, Baier. Sag. 2, no. 30. Hört es endlich auf zu regnen, so sagt unser alemann. Kinderlied:

Petrus wirft seinen Schlüssel über den Rhein:
Morgen soll's gut Wetter sein!

Petrus hat also dann das Zickzack seiner Blitzbündel verschleudert, wie die Riesin ihre Spindel, die Burgfrau ihren goldenen Zwirnknäuel, die Weisse Frau ihren Schlüsselbund, Thôrr seinen Hammer, Apoll seinen Pfeil. Als Felsengott den Schlüssel, der den Wolkenhimmel öffnet, in der Hand führend, steht Petrus jetzo auf jenem Nagelfluhfelsen in der Wendelinskapelle zu Sarmenstorf, an dem dorten die drei Angelsachsen erschlagen wurden; gleichwie er neben dem Nonnosiusgrab im Freisinger Münster auf seinem eigenen Heilstein steht (vgl. den Abschnitt: Heilsteine).

Für des Petrus Tochter galt die hl. Petronella noch im J. 1497 zu Rom, als dorten der Ritter Arnold Harff von Köln ihre Kapelle besuchte. Harffs Pilgerfahrt, 1860 herausgegeben von E. v. Groote.

Entweder war des Apostels eheloser Stand damals noch nicht zu Rom decretirt, oder der kölnische Ritter hatte des Apostels Schwester für dessen Frau angesehen. In der Schweiz ist Petronella's Verehrung nahezu gleich alt mit dem Christenthum. U. Campell in seiner Rhätischen Geschichte erwähnt einer Steininschrift im Chor der Kirche von Katzis im Domleschger Thale; in ihr weihet Victor I., aus der rhätischen Dynastenfamilie der Victoriden, diese neugebaute Kirche der hl. Petronella: *S. Petronella, filia Petri.* Gelpke, Schweiz. Kirchengesch. 2, 463. Dieser hier kirchenstiftende rhätische Victor I. ist der Urgrossvater jenes Churer Bischofs Tello, dessen Testament vom J. 766 auf uns gekommen ist. Jenes Frauenklösterlein auf der Insel Ufnau im Zürcher See, das mit unter die Stiftungen des irischen Sendboten Fridolin gehört, ist der hl. Petronella geweiht. Zürich. Antiqu. Mittheil. 1843, 13. So ist auch ihr Cult im innersten Alpengebirge frühzeitig verbreitet. Eine Glocke im Thurme zu Grindelwald trägt die Inschrift *O. S. Petronella pro nobis. 1044;* sie soll zuerst in jener Kapelle gehangen haben, die der Sage nach bis 1570 im Thale zwischen dem Viescherhorn und dem Eiger stand, dorten wo jetzt der untere Grindelwaldgletscher ruht. Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 1, 235. Scheuchzer, Itiner. Alpin. II, 287. Petronella's Grab zeigte man in der Dompeterkirche bei Molsheim im Elsass. Stöber, Sag. no. 163. Ihre im Kanton Tessin sehr zahlreichen Kapellen stehen meistens in den hintersten Schneeklüften des Gebirges; Franscini's Tessinische Ortsbeschreib. zählt diese Kirchlein der Reihe nach auf. Aus diesen Anführungen lässt sich folgern, dass der Petronellencultus in der Schweiz über die Zeiten zurückreicht, in die man katholischer Seits die drei kirchengeschichtlichen Petronellen versetzt: eine sicilische *à Vella,* eine *de Chemille,* † 1000, und eine von Florenz, † 1530. Hiefür steht uns noch ein besonderer Beweis zu Gebot. Die *Acta* der Klosterstiftung von Muri sind daselbst im 13. Jahrhundert geschrieben worden. In dem Reliquienverzeichnisse dieser Handschrift fällt es auf, dass unter den zu Muri in der Leutkirche und in der Klosterkirche höchst zahlreich aufbewahrten Heiligthümern fast nichts als Steine aufgezählt werden, und zwar um so zahlreicher, je dunkler deren Abkunft und Zweck zu Muri selbst damals schon gewesen war. Neben manchen Stücken solcher Art, die ihres hohen Alters wegen in jenem Verzeichnisse als schon wieder vergessen oder verloren angegeben sind, werden sodann auch Reliquien von solchen Heiligen mit genannt, deren Wunderthaten besonders in's Steinreich fallen. Unter den mehrfachen Reliquien, welche man damals zu Muri schon wieder

verloren oder vergessen hatte, zählt diese Handschrift folgende her: In einem der Altäre der Leutkirche zu Muri, die bereits vor Erbauung des Klosters (1027) bestanden hat, lagen die Reliquien der hl. Petronella verwahrt, und man wusste bereits damals nicht mehr sicher, wie dieselben nach Muri gekommen seien, man schrieb sie der Freigebigkeit einer unbekannten Matrone Cilia zu. Ferner bewahrte man daselbst auch Stücke sowohl vom Felsen, auf dem die Heiligen Felix und Regula zu Glarus gewohnt, wie auch von demjenigen, auf welchem sie zu Zürich enthauptet worden. Ebenso lag daselbst ein Gestein von der Fussspur des hl. Magnus, welche man im Gebirge um baierisch Füssen örtlich den Mangstritt nennt, weil hier St. Mang die geschlossenen Bergwände mit einem Fusstritte durchstiess. Nicht minder mangelte es hier an Reliquien vom hl. Martinus, zu dessen Ehren die Basilica Muri's im J. 1060 feierlich eingeweiht worden war, weil dieser berühmte Bischof einst auf seiner Reise aus Italien hier durchgezogen sein und sogar im benachbarten Windisch gepredigt haben soll. Diesem schwertführenden und berittenen Heiligen werden in den Hochalpen die beiden Martinslöcher zugeschrieben. Der Flimserberg scheidet Bünden und Glarus. In seinem südlichen Gipfel, dem Schindelnberg, öffnet sich ein runddurchbrochenes Loch, durch welches im Frühling und im Herbst die Sonne wie durch ein Rohr scheint. Die Glarner nennen es das Martinsloch, und das Dorf Elm betrachtet jährlich vom 11. bis 13. März und am St. Michaelstage durch dasselbe die Sonne. Fäsi, Schweiz. Erdbeschreib. 4, 103. Dies ist das eine Martinsloch; das andere hat der Eigerberg im Berner Oberlande. Die Sonne durchscheint es am 17. und 18. Januar, sodann am 25. und 26. November wie ein grosses Feuer. Martinus hat dasselbe mit Fuss und Stab durchgestossen; wo er auf der gegenüberstehenden Seite des Mettenberges den Rücken zum Stoss anstemmte und in's Gebirge einpresste, da liegt der Martinsdruck mit den zwei benachbarten Heidenlöchern. Jahn, Kanton Bern 328. Aehnliche Martinuseindrücke reichen bis in die Niederlande; vgl. Wolf, DMS. no. 300. In der welschen Schweiz werden solche Stärkeproben dem hl. Remigius beigelegt, der Romerio und Romedo genannt wird; *far un salto di S. Romedo* ist im italienisch Bünden die Redensart, die einen Riesensprung bezeichnet. Von der Motta aus, unterhalb Selvapiana im Pusclav gelegen, wo noch jetzt Remigius Fussspuren in einer Steinplatte gezeigt werden, sprang einst der von den Heiden verfolgte Heilige bis oben in die Felsen des Gebirges hinauf, die nun wie er San Romerio heissen. Hier oben

ist eine Höhle, man sieht in ihrem Fels, wo er zum Gebet hinkniete und wo er seinen Hirtenstab hinsteckte; alles Unreine wird aus ihr hinausgeblasen. Leonhardi, das Poschiavinothal, 1859, pg. 100.

Unter jenen Steinreliquien, welche man in der Leutkirche und in der Klosterkirche zu Muri einst bewahrte, zählen die Gründungsacta noch folgende aus des Heilands Erdenleben herstammende Stücke auf: Vom Fels, wo Christus geboren worden; vom Stein, da er sprach, weiche Satanas. Vom Stein, auf dem Johannes enthauptet worden. Vom Stein, worauf des Heilands Füsse ruhten; von der Säule, da er die Ohrfeige bekam; von der Martersäule und dem Felsengrab Christi; vom Fels mit den Fussspuren der Himmelfahrt. Steine vom Berge Sinai, und Ueberbleibsel von den Steintafeln Moses. Stücke vom Steingrab Mariens. Steine, mit denen der hl. Stephanus getödtet worden. Steine vom Grabmal des Lazarus. Ein Stein aus dem Jordan, worauf Christus während seiner Taufe stand (diesen Stein hatte die Frau Judentha von Herznach im Frickthale dem Kloster geschenkt). Einen der Steine, die Satanas dem Heiland dargeboten, dass er sie in Brode verwandle.

Endlich ist noch eines besondern Bildsteines gedacht, auf dem Christi Gestalt und Antlitz eingedrückt gewesen sein muss, da die Chronik denselben unter der Phrase anführt: *de petra similitudinis ejus (sc. Christi).* Die Nachricht von dieser Art Reliquie lässt weit zurückblicken in jene Riesensagen, die sich meist an des Heilands Wunderthaten angeschlossen hatten und ihrer Würdelosigkeit wegen frühzeitig wieder verdrängt worden sind. Es stehen daher zur Vergleichung obiger Angabe nur wenige kirchliche Beispiele zu Gebote. In der Wallfahrtskirche zu Einsiedeln ist ein über das Gestein geheftetes Silberblech mit fünf Löchern zu sehen; Christus hat diese hier eigenhändig eingedrückt. Landsee, Enchiridion Helvet. 103. Deutlicher lautet eine Nachricht in Bechsteins D. Sagb. no. 695: Der Herrgottstein, ein Fels zwischen Selb und Thierstein liegend, nahe der Eger, ist also gestaltet, dass sich ein Mann in dessen Austiefungen gleichwie in eine Form legen kann, alle Gliederformen sind in den schönsten Verhältnissen darin zu sehen. Christus hat auf diesem Stein ausgeruht und ihm die Gestalt seines hl. Leibes eingedrückt. Nur über Riesen oder Heilige von riesenhaften Thaten, nie aber vom Heiland, gelten sonst solcherlei Legenden. Der böhmische Ritter Leo von Rozmital berichtet aus seiner 1465 gemachten Pilgerreise (herausgegeben von Schmeller) pg. 178, in Spanien den Stein gesehen zu haben, worauf St. Jakob ruhte und schwamm: „Do sicht man heutstags innen sein fusstritt.

do im sein haubt und leib gelegen ist, hat er in den stein ein wun gedruckt als in ein wachs.“ (Wunne ist die in's Eis gehauene Oeffnung.) Am Wege von Klausen nach Säben im Tirol liegt ein Fels, auf dem der hl. Kassian rastend die ganze Länge seines Leibes eingedrückt hat; deutlich sieht man, wo der Ellenbogen sich stützte. Zingerle, Tirol. S.-M. no. 752. So prägt Herakles (bei Herodot 4, 82), beim Flusse Thyre in Scythien gelagert, am Fels seinen Körper ab; ebenso Starcather (bei Saxo Gramm. 111), am Felsen sich anlehnend. Die Veronikalegende lässt mittelst des Schweisstuches Christi Antlitz sich abdrücken; dem Glauben des Nordländers war es nicht um diese feinere Wendung zu thun, er begehrte das Geglaubte in ganzer Leiblichkeit vor sich zu sehen und mindestens des Heilands Hand und Fuss körperlich sichtbar zu verehren. Beide sind ihm daher seit dem Anfang des Buchdruckes bis heute jedes Jahr in neuer Abbildung in's Haus gegeben worden. Seitdem nämlich der Buchdrucker Froschauer aus schwäbisch Rotweil nach Zürich einwanderte und mit seinen dorthin mitgebrachten Holzstöcken die ersten Kalender daselbst druckte, sind dieselben und ihre kleinen Holzschnitte von der nachfolgenden Zeit fort und fort copirt worden, bis diese Bauernkalender vor der Concurrenz unserer heutigen Volks- und Bilderkalender verschwinden mussten. Blunschi's Zuger Kalender vom J. 1823 ist noch solch ursprünglicher Art, er bezeichnet die Namen der Wochentage durch Keile, die der Feiertage durch Holzschnitte von Centimegrösse; ein gleicher Tiroler Bauernkalender erscheint noch jetzt bei Felician Rauch in Insbruck, und Johann V. Zingerle berichtet über ihn in seinen Tirol. Sitten und Bräuchen. In Beiden ist eine Art Rückerinnerung übrig geblieben an jene eben genannten steinernen Reliquien. Verzeichnen sie z. B. das Fest der Auffahrt, so stellt der Holzschnitt am obern Bildrande ein Paar Füsse des Emporschwebenden, am untern deren zurückgelassene Eindrücke dar. Dies ist der letzte Rest jener zu Muri mit aufbewahrt gewesenen Steinreliquie „vom Fels mit den Fussspuren der Himmelfahrt“. Anderwärts aber hat sie sich auf den vergessenen Heidensteinen erhalten, wie die Fussspur beweist auf der obersten Spitze des Erdmännlisteines im Walde bei Wohlen.

Die Steintische.

Selbst die Naturforschung sieht sich bei Besprechung der Findlingsblöcke genöthigt, mit einer grossartigen Prämisse zu beginnen, und da dieselbe unserm Zwecke in doppelter Hinsicht

dient, in mythologischer und culturgeschichtlicher, so stellen wir sie voran.

Die Findlingsblöcke sind, wie schon ihr Name andeutet, nicht da entstanden, wo sie jetzt liegen; sie gehören auch nicht zu den das Skelet des Landstrichs bildenden Gesteinen, sie sind vielmehr an ihre jetzigen Fundstellen durch Gletscher geschoben worden, die eine Ausdehnung gehabt haben, welche hinreichte, um die Blöcke des Montblanc und der südlichen Walliser Alpen hinüber auf den Jura, an die Lägern und in das überrheinisch gelegene Höhgau massenhaft zu tragen. Das Vorhandensein der Gletscherschliffe in den Alpen wie im Jura, sodann die Aehnlichkeit des Gesteins der alten Schuttgebilde mit den im Gebirge entstandenen Felsarten und mit der Beschaffenheit der vor und neben den jetzigen Gletschern liegenden Moränen, solche und noch andere Verhältnisse sprechen so unzweideutig für die einstige Wanderung der Findlingsblöcke aus den Alpen über die Eisfelder her in die Niederungen, dass nicht wohl eine andere als diese von der Wissenschaft fast einstimmig getheilte Erklärungsweise zur Geltung kommen kann.

Diese naturhistorische Prämisse über die Eiszeit und die über die Gletschermeere aus den Alpen her zu uns geschobenen Findlingsblöcke — erinnert lebhaft an unsere altdeutsche Mythe über die Entstehung der Welt. Die Edda erzählt, im Anfang der Dinge war nichts als ein gähnender Abgrund des Chaos, den die Welt des Nebels und Frostes mit Eis auszufüllen begann. Als dann in dieses starrende Niflheim von Süden her aufthauende Lichtfunken sprangen, brachten sie in dem Gletschermeere einen Sturmriesen Ymir sammt seiner Kuh Audhumbla in's Leben. Drei lange Tage leckte diese nahrungsbedürftig an den mit Reif überfrorenen Salzsteinen, am ersten Tage kamen Menschenhaare, am zweiten ein Kopf aus dem Gestein hervor, am dritten endlich der ganze stattliche Mann Buri, der Erstgeborene. Mit ihm erlosch zugleich die Zeit der Eis- und Frostriesen, sie wurden vertilgt und die Herrschaft der lichten Odhinischen Götterreihe begann. Der Naturforschung dient somit die Eiszeit zum Mittel einer aus den Alpen bis an die Meeresküsten sich erstreckenden Steinwanderung, und der Mythe gehört dieselbe Voraussetzung an; aber an den über die Gletschermeere gerollten Fels knüpft die Mythe sogleich den Ursprung des Menschengeschlechtes selbst an, von einer aus den Gletschern entsprungenen Riesenwelt geräth sie auf eine aus den Gletscherblöcken entsprungene Menschenwelt, und diese Felsen

selbst sind ihr also die Wiege der Menschheit. Wir suchen hier einen ähnlichen Ausweg; denn unsere Aufgabe ist, von der Natur- und Mythengeschichte hinüberzugelangen auf den realen Boden nachweisbarer Menschengeschichte. Und dazu eben haben uns nun diese Findlingsblöcke zu dienen, vorausgesetzt, dass dieselben nach Lage, Stellung, Gestaltung und landschaftlicher Umgebung einen mit ihnen verbunden gewesenen Cultus der Vorzeit unzweifelhaft ausdrücken.

Wir beginnen mit den Dachsteinen und Schalensteinen. Es sind dies isolirt stehende Felsblöcke, die durch gewaltsame Naturvorgänge von ihrem Muttergestein losgerissen, in entfernte Gegenden geschafft und hier schon von der Urbevölkerung in einen so anhaltenden Gebrauch genommen worden sind, dass ihnen redende Spuren davon bis heute verblieben. Der gemeine Mann in seinen Traditionen und der Alterthumsforscher sind beide von jeher darüber einig gewesen, dass solcherlei Steine gewissen Cultuszwecken der Vorzeit gedient haben, und nur darüber gehen die Meinungen noch aus einander, welchem Volke sie beizuschreiben, ob sie Grabstätten oder Altäre zu nennen seien, ob und mit welchen Mitteln man sie an ihre jetzige Standstelle gerückt, aufgerichtet und mit den vorhandenen Merkzeichen behauen habe. So weit nun bis jetzt solcherlei Steine ausreichend untersucht sind und zugleich mit der Geschichte ihrer Oertlichkeit gründlich zusammengehalten haben werden können, ergiebt sich allenthalben übereinstimmend, dass sie auf einem von Menschenhand vorbereiteten Grund und Boden ruhen; dass unter oder neben ihnen Aschenschichten, zum Theil auch Knochenanhäufungen, Trümmer von Werkzeugen und Waffen liegen; dass die mehrfachen Rinnen, Gruben und gliederförmigen Vertiefungen in ihrer Wand kein Naturspiel, sondern ein absichtliches Werk der Menschenhand sind, endlich dass ihnen entweder schon die frühere Landesgeschichte selbst einen heidnisch-religiösen Zweck zuschrieb, oder dass die jetzt umwohnende Bevölkerung sie noch immer mit Sagen und Spukgeschichten, mit Zauberthieren, Gespenstern und magischen Feuern ausgestattet sein lässt. Ihr hohes geschichtliches Alter erhellt aus ihren Standplätzen. Wie weit entfernt von den Ortschaften und Aeckern der Jetztzeit sie gewöhnlich liegen, wie versteckt und verloren auf selten betretenen Höhen, in Haide- und Waldstrecken, dies lässt sich bemessen aus zweien erst neuerlich kund gewordenen Fällen. Die Gemeinde Bettwyl im Freiamte liegt auf der Höhe des Lindenberges; ein Theil ihres Tannenwaldes zieht sich vom Bergrücken

gegen das sagenberühmte Heidenbad und Guggibad von Schongau hinab, wo der Blaubart hingerichtet und begraben worden ist (Aarg. Sag. 1, pg. 22—28). Dieser Waldtheil mit seinen Nagelfluhblöcken trägt den redenden Namen Tischkämmerli. Mit Bestimmtheit spricht die Bevölkerung von hier vorhandenen Heidengräbern, aber die Steintische im Hochwalde sind zur Zeit von Sachkundigen noch nicht einmal aufgesucht. Einen andern gleichen Fall meldet so eben Osenbrüggen in der Neuen Zürcher Zeitg., 10. Juni 1863: Die Bergweide Summerigs Rod, die am Köpfenberg gelegen ist, hoch oben im hintern Wäggithal, Kant. Schwyz, zeigt ein mit aufgesetzten Steinen umgebenes Gevierte, in das sich kein Hirte hineinwagt, obschon der Raum das schönste Gras hat. Es ist ein Versammlungsplatz der Geister. Als hier einst zwei Geissbuben in Streit geriethen und der eine des andern Geisslein boshaft in das Gevierte warf, starb das Thier alsbald. Auch hier spricht die Sage von einer heidnischen Opferstätte. Und doch muss man annehmen, dass diese nun öden Plätze einmal bewohnt und angebaut waren, denn wo Stätten für die Todten sich finden, ist vorauszusetzen, dass auch die Lebenden benachbarte Wohnungen gehabt haben. Aber wie frühzeitig müssen diese Wohnungen wieder aufgegeben worden sein, wenn nun der Boden keine Spur des Anbaues mehr verräth und nur der über die Gräber gewälzte Granitblock noch Zeugniss giebt, dass hier einst Menschen bleibend ansässig waren. Dies sind Folgerungen, welche jüngst Dr. Hartmann im German. Anzeiger (1863, no. 4) in Verbindung gebracht hat mit der schon so oft behandelten Frage, in wie fern diese Steine dem Kelten- und nicht dem Germanenvolke beizuschreiben seien. Er verweist dabei auf Tacitus, Germ. 27, der ausdrücklich von den Germanen seiner Zeit sagt, sie hätten solcherlei Grabdenkmäler für überflüssig gehalten, deren Höhe und Gewicht noch die Begrabenen belaste. Tacitus, der solcherlei Denkmäler *arduus, operosus, gravis* nennt, thue dieses ohne Zweifel im Hinblick auf die keltischen Nachbarn und hebe damit hervor, dass die Germanen die Ehre so schwerer Grabsteine verschmäht hätten. Doch gerade der Germanenglaube, der von der Steinzeit so reiche und tiefgehende Mythen hinterlassen hat, widerspricht dieser neuen These, selbst wenn spätere historische Zeugnisse nicht melden würden, wie oft und wie langehin die deutsche Kirche es verbieten musste, dass man bei solcherlei Heidensteinen opfere und bete. Tacitus hat also jenes Urtheil, wie so manches andere in seiner Germania, im Hinblick auf die denkmalssüchtige Mode seiner Römer geschrieben; er würde sol-

cherlei deutsche Barbarenbauten, als das volle Gegentheil jenes *sit tibi terra levis,* ohnedies nicht *operosus* genannt haben, sondern höchstens *onerosus.* Wir wissen bis jetzt durch keine feststehende Thatsache, ob jenes früheste Menschengeschlecht, dessen Spuren an diesen Steinen zurückgeblieben sind, wirklich dem keltischen Volksstamme angehört hat; dies aber bleibt unbestritten, dass der germanische Norden die Errichtung seiner Bautasteine als eine von der Odhinischen Religion vorgeschriebene Pflicht kannte, und dass unser Süden ebenso an solcherlei Steine nur deutsche Glaubens- und Sagenzüge geknüpft hat. Unsere ganze vorliegende Arbeit ist ja vermögend, ihr hundertfältiges Material eben allein aus diesen Grundlagen deutscher Satzungen entnehmen zu können. Danach verwerthen wir denn schon die Schalensteine, mit denen wir jetzt beginnen.

In Norwegen nennt man die Wilden Männer und Riesen Jätten und Trolden, und nach ihnen die Felsblöcke, in denen schalen-, topfförmige, kreisrunde, oder rinnenartige Vertiefungen eingehauen sind, *Jättegryter, Troldegryter,* zugleich auch St. Olafssteine, weil dieser Heilige des Nordens zumeist die Riesen vertilgt hat. Myth. 518. Erst im Juni dieses Jahres 1863 sind zu Longirod in der Waadt zwei grosse erratische Blöcke entdeckt worden, in welche gegen hundert solcher kreisrunden Bassins von anderthalb bis zehn Zoll Durchmesser eingehauen sind. Dieselben kleinen Rundschalen trägt der *pierre de Servagios (des Sauvages),* der beim Walliser Dorfe Luc im Annivierstthale liegt, auf dem Wege nach Bella-Tolaz, westlich vom Borterhorn. Schweiz. Gesch. Anzeig. 1858, 61. In der Nähe des Heidensteins in den Stadtwaldungen von Biel liegt neben einer Reihe von Gräbern noch ein anderer, der unter seiner Moosdecke viele künstliche, rundliche Vertiefungen zeigt, die grössern, auf seiner obern Fläche, bis zu fünf Zoll Durchmesser haltend, die kleinern an den Seitenwänden eingemeisselt. ibid. 1857, 47. Man hatte schon früher unter ihm zwei eherne Sicheln gefunden: Vuillemin, Kant. Waadt 1, pg. 40. Dass ein solcher Erzfund nicht auch über die angebliche Nationalität derer mit entscheiden kann, denen man die Errichtung des Steins ursprünglich zuzuschreiben gedenkt, darüber wird das weiterhin Mitzutheilende sich noch eigens erklären. Hier nur ein Beispiel, wie solcherlei Werkzeuge, bei Feldsteinen aufgefunden, weitere Sagenbildungen veranlassen. In der Nähe der böhmischen Stadt Gabel nennt man drei beisammenstehende Felsblöcke den Dreijungfernstein. Drei Graserinnen sind in ihm verwünscht, die hier, während die Mess-

glocke zur hl. Wandlung läutete, spottend ihre Sicheln gen Himmel schleuderten. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 273. De Beaufort hat bei specieller Untersuchung der zahlreichen Dolmen des französischen Indre-Departements in mehrern dieser Dolmen Urnenscherben und Gebeine, auf ihren Decksteinen aber jene schalenförmigen Vertiefungen, von fünf bis zu eilf und zweiundzwanzig hinauf, vorgefunden und ist dadurch zur Ueberzeugung gekommen, dass diese Steine ebensowohl als Grabmäler, wie als Altäre gedient haben. Mémoires des Antiquaires de l'Ouest, année 1851, 64. So sollen sich auch Menschenknochen in der Nähe jenes Schalensteins und Steintisches zu zürcherisch Hermetschwyl vorgefunden haben, von dem wir weiter unten noch Bericht geben werden. Ein solcher Schalenstein von ungewöhnlich sorgfältiger Behauung, zum Theil schon beschrieben im Aarg. Taschenbuch vom J. 1862, 38, ist leider schon vor etwa dreissig Jahren gesprengt und zum Bau des Schulhauses im Aargauer Dorfe Suhr verwendet worden. Was Zuverlässiges von Männern, die bei dieser Arbeit mithalfen, jetzt noch erfahren werden konnte, folgt hier nach. In dem zum Dorfe Suhr gehörenden Walde Oberthal traf man auf der Berghöhe Rüfengrind unter den Wurzelstöcken der gefällten Tannen auf eine Rundpflasterung von 12 Fuss Durchmesser, geregelt besetzt mit Rollsteinen und Findlingskieseln, wie solche in jenem Waldthale nicht vorkommen, also hier heraufgetragen worden sein mussten. Innerhalb dieses Kieselgürtels fand sich ein zweiter, gegen 6 Fuss Durchmesser haltend, kreisförmig über den untern hingepflastert, so dass also die eine Kiesellage auf die andere zu liegen kam. Als man die obere wegbrach, fanden sich zum Erstaunen der Arbeiter zwischen den beiden Schichten des innern Kieselgürtels Kohlen. Zwei Felsplatten, beide aus gleichem Gestein und dieselben Einhauungen schalenförmiger Figuren tragend, die grössere auf 30 Fuss Länge und Breite geschätzt, wurden damals zugleich auf der am Hang jenes Hügels liegenden Thalmatte wenige Fuss unter der Erde mit aufgefunden. Ein Bergsturz, den auch der Localname Rüfengrind andeutet, soll sie Beide von ihrem Standorte auf der Spitze des Waldhügels hinabgerollt haben. Man hielt sie damals für Steinkisten. Beide trugen an ihren Rändern Formen von tellerartigen Gefässen eingehauen, deren Durchmesser über 1 Fuss betrug. Nur der Rand dieser sogenannten Schüsseln war reliefartig im Felsen frei, ihr Fuss sass in ihm selbst fest. Einige von ihnen waren bereits vom Felsen abgesprengt und zwar mittelst eines scharfen Keiles, dessen Einschnitt im Gestein sichtbar zurückgeblieben war,

sie lagen zum Theil noch um die Fundstelle zerstreut herum. Im nächsten Umkreise jener Waldhöhe mit der doppelten Kieselpflasterung ist der Boden ziemlich reich an Geschirrscherben und Ziegeltrümmern, ein benachbarter Waldplatz heisst wegen seiner Menge von Todtengebeinen Kaibenstatt, hier sollen Heiden begraben liegen. Am merkwürdigsten verhält sich dazu die dortige Localsage. Man nennt nämlich die Dorfkirche von Suhr wegen ihres hohen Alters Heidenkirche und erzählt, sie sei an ihren jetzigen Standort am Pfaffenhügel eigenmächtig und wundersamer Weise von eben jenem Rüfengrind herabgewandelt.

Was unser Bauer von seinem Mittagsbrode übrig lässt, das er für sich allein im Felde verzehrt, das pflegt er immer auf den nächsten Markstein zu legen und auf einen solchen Schalenstein, wenn die bebaute Flur bereits bis an diesen hinreicht. Warum also sollte nicht auch der Heide hier einst sein Brod den Himmlischen oder den Unterirdischen opfernd dargebracht haben. Und wenn die Sage recht hat, die gewöhnlich einen Heidenkirchhof um diesen Stein gelegen sein lässt, so war derselbe ein Altar und Grab zugleich, wie ja noch unlängst unsere städtischen Kirchen zu Familiengrüften dienen mussten. Er war also den Vorfahren ein Leichenstein, den Nachkommen ein Denkstein, und naturgemäss war es, hier Todtenopfer darzubringen, Volksversammlung, Fest und Gericht abzuhalten und dabei den Gott und Helden mitzufeiern, der die Spuren seiner Wunderthat hier im Felsen abgedrückt zurückgelassen hatte. Denn dies war dem Germanen ein Abzeichen göttlicher Macht, dass Odhinn mit seinem Schwert durch den Felsblock bohrte, dass Thôrr mit seinem Hammer die Felszacken des Gebirges ebnete, dass der Stein unter des Heiligen Fusstritt sich plötzlich erweichte und die Fussspur ewig bewahrte, allen Erkrankten und Wegesmüden zur Heilung und Stärkung. Sogar die in Strömen liegenden Felsenbänke, vom Wasser überfluthet und daher meist unsichtbar bleibend, besitzen Eigennamen und Traditionen, wenn sie das Flussgerölle ausgewaschen und mit diesen kesselförmigen Gruben gezeichnet hat. Der Häfelistein liegt beim Dorfe Birrhard, Bez. Brugg, fast mitten im Reussstrome und ist bei niederm Wasserstande das Schwimmziel der badenden Knaben. Seine Oberfläche ist wie übersät mit grossen und kleinen, schön ausgerundeten Löchern, die dem Volke als Häfelein erscheinen. Andere Felsblöcke daselbst in der Reuss heissen Leisestein, Auenstein, Schwarzstein (er ist ganz von Moos überzogen), und an der Banngrenze gegen Büblikon hin der Teufelsstein.

Uebergehend nun zu einem ähnlichen Stein im Freiamte, welcher der Bettlerstein heisst, soll diesem Namen durch mehrere andere seinesgleichen erst eine geschichtliche Vorerklärung gegeben werden.

Ein Theil der Bünzner Almende (Freiamt) ist die Bettelmatt geheissen, sie wird in den Urkunden des Archivs Muri als ein Lehen erwähnt, mit dessen Nutzung die Verpflegung und Weiterführung derjenigen fremden Armen und Presthaften verbunden gewesen war, die den Zwing Bünzen passirten. Auf dieser Matte lag ein erratischer Block, welcher in diesen letzten Jahren gesprengt und zum Häuser- und Strassenbau verwendet worden ist. Bei dieser Gelegenheit entdeckten die Arbeiter vier Erzbeile, sog. Kelte, die mit ihrem Beilöhr nach innen, mit der Barte nach aussen gekehrt, geordnet in den Kiesboden gelegt, die Form eines vierspeichigen Rades bildeten. Sie machen jetzt einen besondern Schmuck in der Sammlung von Alterthümern aus, welche unser noch junge Verein sich angelegt hat. Der Grenzpunkt der Waldungen von Baden und Birmenstorf liegt auf dem Bergrücken der Sommerhalde und heisst Bettelkuchi; er wird durch einen zwischen alten Tannen und Buchen stehenden Gemarkungsstein bezeichnet. Hier war einst der gewöhnliche Lagerplatz der Heiden und Zigeuner, welche die Grafschaft Baden durchzogen. Beim Kuchenbacken, heisst es, bogen sie die Zweige der Waldbüsche in die Pfanne herab und liessen sie mit Backteig behangen wieder emporschnellen. Eine ähnliche „Bettelchuchi“, bei welcher einst die Zigeuner abzukochen pflegten, liegt beim Frickthaler Dorfe Zeiningen; auf den Bettlerackern beim Dorfe Schlatt haben die von einer Zauberfrau beherrschte Schaar der „Franzosenbettler“ gelagert, Feuersbrünste hinwegbeschworen und Gewitter herbeigezaubert, je nachdem das Volk ihnen lohnte. Eine ähnliche sagenhafte Umgebung hat nun auch

Der Bettlerstein bei Wohlen. Der Fussweg vom Dorfe Wohlen im Freiamte zum Frauenkloster Hermetschwyl geht längere Zeit durch einen schattigen Wald. In dem Theile desselben, welcher Rothwasser heisst, kommt man zu einem erratischen Block, dem Bettlerstein, auch Heischstein genannt; eine Viertelstunde weiter abermals zu einem ähnlichen, dem Herdmänndlistein. Hier ist vorerst nur von jenem die Rede. Dachförmig ragt er nach allen Seiten aus dem Boden, die beiden Firstenden nord- und südwärts kehrend. An der Nordseite wölbt sich seine Sohle zu einer Höhle bogenförmig aus, in die man sich bequem hinablassen kann. Trotz des Waldschuttes, der seit undenklicher Zeit hinein-

geweht wird, hat sie jetzt noch einen Durchmesser von 4 Fuss mit 5 Fuss Länge. Innen ist sie durchaus trocken und hübsch übermoost. Hieher pflegten vormals die Klosterfrauen von Hermetschwyl ihre kleinen Sommerfahrten zu machen, bis ihnen durch eine Schreckgeschichte ein Ziel gesetzt wurde. Letztere ist bereits in den Aarg. Sagen 1, no. 205, erzählt; aus ihr aber geht hervor, dass man damals noch diesen Fels von Waldmännern und Erdmännchen bewohnt glaubte, welche mit Schinken, Kuchen und Wein reichlich versehen den zu Besuch kommenden Wanderer trefflich bewirthet hätten. Uebereinstimmend mit jenen anderweitigen Angaben, man habe in solche Zwergenstuben um einen süssen Kuchen nur hinabzurufen gebraucht („Vetter Metz, gieb mir einen Pletz!"), heisst dieser Block der Bettler- oder Heischstein. Denn betteln und heischen ist in hiesiger Mundart synonym. Auch eine Nacherinnerung davon ist noch übrig und soll alsbald besonders bedacht werden, dass man heidnische Reihentänze um den Stein aufführte. Die mehrfachen Löcher in seiner schrundigen Wand hält man für eine Reihe alter Bohr- und Sprenglöcher; sie gelten als ein Zeugniss, wie oft die Hebamme hier den goldenen Schlüssel ansetzen, den goldenen Karst einhauen muss, wenn sie die Neugeborenen darunter hervornehmen soll. Denn der Fels ist zugleich ein sog. Kleinkinderstein für die umliegenden Ortschaften gewesen. Als dann seit dem 15. Jahrhundert die Zigeunerbanden die Schweiz durchzogen und besonders im Freiamte bei der laxen Polizeiordnung geistlicher Herrschaften eine wahre Landplage wurden, flüchteten sich diese Landfahrer, so oft ein neues Edict zu ihrer Austreibung erschien, hieher in die Wälder und gaben sich bei diesen Felsverstecken ihr Stelldichein. So wiederholt oft ein blosser Fels im Waldesdickicht eine ganze Reihe weit aus einander liegender alter und neuer Lebensverhältnisse. Der Heide hatte bei diesem Stein zu den Unterirdischen um das tägliche Brod gebetet, das ihr stets glühendes Erdfeuer aus der Ackerkrume ihm emporreifen lassen sollte. Der Fahrende und Gehrende aus der Ritterzeit wurde nachmals ersetzt durch die Stromer und Steifbettler aus der Räuber- und Zigeunerzeit, die, weil sie keiner der beiden Confessionen zugehörten, Heiden hiessen und im Besitze aller derjenigen Zauberkünste zu stehen schienen, wegen derer ehedem die Heidenmännchen in diesen Felsklüften so hochgerühmt waren. Wenn diese Landfahrer hier um den Stein gelagert die gestohlenen Schinken verschmaust und das erbettelte Mehl verbacken hatten, so bogen sie, wie schon erwähnt, in ihrer faulen Uebersättigung die

Zweige der Haselbüsche in den Teigrest der Backpfanne herunter und liessen sie überbacken wieder in die Höhe emporschnellen. Da glaubte dann der Bauer wohl an Zauber, wenn er Tags darauf an dem verlassenen Lagerplatze vorbeikam und die Krapfen an den Bäumen wachsen sah. Da solch ein Felsstein zugleich als Kochherd dienen konnte, so nennt ihn das Volk auch Ofen, Ofenloch, Küche; man meint sogar, es schlügen nächtlicher Weile noch blaue Flammen unter ihm empor (wie dies vom Fischstein gilt im Lenzhard) oder man höre unter ihm die Backmulde ausscharren, ein süsser Speisegeruch dampfe aus ihm auf. (Vgl. Aarg. Sag. 1, pg. 336.) Bald auch sind diese felsenbewohnenden Erdgeister kochende Riesen, bald bratende Teufel. Der Himmelstein im Fichtelgebirge ist ein walzenförmiger Granitblock mit einem muldenförmigen Einschnitt; darinn haben die Riesen ihre Suppe gekocht, und am dortigen Teufelsstein sieht man in den Rauchnächten das Feuer brennen, bei dem der Teufel Küchlein backt. Schönwerth, Oberpfälz. Sag. 2, 245. 251. Alex. Kaufmann hat in seinen „Quellen zu den Main- und Rheinsagen“, pg. 187, aus einer Reihe zum Theil kirchlich-mittelalterlicher Scribenten das Alter solcher Teufelstische nachgewiesen, an denen die Geister fortfahren, zu zechen und zu würfeln. Auch hiedurch erhält man also denselben Aufschluss, dass nämlich solche Heidensteine den Zweck hatten, Opfersteine zu sein. Noch jetzt, sagt Afzelius, Schwed. Sag. 2, 286, giebt es in Schweden „Elfenaltäre“, gelegen in örtlich bekannten Waldstrecken, die man Elfengärten und Frauen- (Feen-) steige nennt; und an ihnen wird noch für Kranke geopfert. Die Ehsten brachten auf einem unter dem „Lindenaltar“ stehenden Stein dem alten Lindenbaum Speiseopfer dar, man begoss den Baum mit frischem Thierblut, mit sogenannter frischer Suppe, man hieng in seinen Zweigen am Johannisabend Kränze auf, umrutschte ihn auf blossen Knieen von Ost nach West und wieder zurück, küsste dreimal den Stein und sprach: Empfange die Speise als Opfer! Kreuzwald, Der Ehsten abergläub. Gebräuche. Petersb. 1854. Bei der bretonischen Landesbevölkerung dauert die den Dolmen (*dol:* Tisch, *men:* Stein) gewidmete Verehrung ebenso fort; obschon noch im J. 1658 neuerdings das Concil von Nantes verboten hatte, eine Gabe auf sie niederzulegen, und den Bischöfen anbefohlen war, sie von Grund aus zu zerstören. Jetzt wird das Fest der Sommersonnenwende bei ihnen abgehalten, wobei man Aehrenkränze, Flachsblüthen und farbige Bänder auf ihnen niederlegt. Hartmann-Pfau, Breton. Volkslieder, nach Vilmarqué übersetzt, pg. 392.

Unsere Landessagen deuten sich den Zweck der bei uns vorkommenden Heidensteine gleichfalls nicht anders, und je mehr solcher Blöcke geordnet beisammen stehen, um so ausdrücklicher wird von Spiel, Tanz und Schmauss erzählt, die in der Vorzeit um diese Opferstätten stattgehabt hätten. Gleichwie die Klosterfrauen zu Hermetschwyl einst um den Bettlerstein tanzten, ebenso sollen die Stiftsdamen von Olsberg ihre Tänze mit den jungen Rheinfeldner Rathsherren auf den Bergmatten des Jura abgehalten haben. Aarg. Sag. 1, pg. 281; man brauchte sogar nur eine Nacht auf jenem Waldfelsen am Ruckfelde, welcher Teufelskanzel heisst, zuzubringen, um von Stund an der beste Tänzer im Lande zu sein (ibid. 1, pg. 310). Der gottesdienstliche Tanz des Heidenthums gab allmählich jenen Felsen selbst, die man umtanzte, seinen Namen. Steintanz heisst jeder der dreierlei Steinkreise, die beim holsteinischen Dorf Dreetz je aus neun „Krinkensteinen" bestehen. In sie wurden die übermüthigen Bauern verwandelt, die hier bei einer Hochzeit nach neun Mettwürsten mit Brodlaiben kegelten. Dörr, Plattdütsche Volkskalenner 1859, 29. Steintanz heissen gleichfalls drei Steinkreise im Buchenwalde bei Boitin, und wie ihrer jeder gleichfalls aus neun behauenen Steinen besteht, so wiederholt sich bei ihnen auch dieselbe Sage von wurst- und brodvergeudenden Hochzeitsbauern. Studemund, Mecklenburg. Sag. (Schwerin 1848) 108. 170. Derselbe Name kommt in der irischen Sprache den im Kreise stehenden Riesensteinen zu: welsh *choirgaur,* latein. *chorea gigantum.* Myth. 518. In nordischen Gegenden finden sie sich zuweilen hundertfältig beisammen auf verhältnissmässig geringem Umkreise. Auf dem Girsfelde bei Ankum im Fürstenthum Osnabrück zählt Dr. Hartmann (German. Anzeiger 1863, 126) an 200 solcher Granitblöcke, auf künstlichen Hügeln aufgestellt und mit Decksteinen belegt von zum Theil 12 Fuss Länge und bis 6 Fuss Breite; ja es mögen ihrer auf derselben Heide sonst wohl bis auf 300 vorhanden gewesen sein.

Das Gesagte mag als Vorbereitung dienen zur Betrachtung des Herdmandlisteins, an dessen Beschreibung wir nun gehen. Er liegt in derselben Waldgegend, wie der Bettlerstein, von diesem etwa eine halbe Stunde entfernt, in dem Waldtheile Bannhau, und hat genau die Gestalt jener Steindenkmäler, die man Elfenaltäre, Dillsteine, Heidenkirchen, bei uns Toggelikirchen, Zwergenstuben und Dachsteine nennt. Zwei erratische Granitblöcke, nach ihrer Langseite aufgerichtet, gegen 15 Schritt von einander abstehend, ragen bis 16 Fuss aus dem Boden und halten auf ihrer Spitze einen

grössern dritten Granitfels als Deckstein über sie hergelegt, mit so geringer Berührungsfläche, dass er von unten auf betrachtet zu schweben scheint. Nach der Messung, die Herr Feer, Pfr. zu Fahrwangen, vorgenommen (Schweiz. Gesch. Anzeig. 1859, 43) hat er unterhalb eine Länge von 16 Fuss und eine Höhe von 9½ Fuss nach seiner Spitze hin; letztere mag wohl bei 18 Fuss über dem Boden sein. An seiner obersten Spitze zeigt sich etwa 18 Zoll lang eine fussspurartige Vertiefung. Zwischen den beiden Tragsteinen scheint der Raum sich nach unten noch weiter fortzusetzen, ist aber mit hineingeworfenen Steinstücken angefüllt. Letzteres erinnert an einen in der Eifel geltenden Bauernbrauch; wer an einer Höhle vorbeikommt, die man für ein altes Zwergenloch ansieht, wirft einen Stein hinein; dadurch ist die Querchkaule bei Weingarten so enge geworden, dass man nur mit grosser Mühe noch durch den Eingang kommt. Wolf, DMS. no. 67.

Um sich erklärlich zu machen, wie man solche Lasten zur Stelle bewegen und aufthürmen konnte, nimmt man an, erst seien die Stützsteine als die kleinere Last emporgerollt und zum Stehen gebracht worden; sodann habe man sie mit Erde überführt, zugefüllt und so für das Aufschleifen der Deckplatten eine schiefe Ebene errichtet. Wenn dieses Verfahren beim Bau der sog. Steinkammern stattgefunden hat, so konnte dasselbe doch nicht für die Gnapp- und Schalensteine passen, deren Bestimmung ursprünglich war, offen unter freiem Himmel dazustehen, um bestiegen, bewegt, in ihren Steingruben mit Opfergaben belegt, in ihren Wundernarben aber angebetet werden zu können. Diese Steine haben vielmehr erst an ihrer Grundlage gewöhnlich eine Höhlung, die man die Doggelistube nennt und von Unterirdischen bewohnt sein lässt. So war der Doggelistein zu Gibelflüh in der Luzerner Gemeinde Ballwil ein isolirter Felsblock, der auf dem Bauernhofe Im Loch bei einer Kapelle lag und erst vor einigen Jahren gesprengt und verbaut worden ist. Die Doggelistube an seiner Sohle war von kleinen Leuten bewohnt, die dem Gibelflüher jeden Samstag sein Hauswesen in Flur und Scheune fein säuberlich in Ordnung brachten. Lütolf, Fünfortische Sagen, Heft 1, pg. 50. Wo uns auf solcherlei Fragen die Geschichte keinen Aufschluss giebt, dienen oft die nächsten Local- und Flurnamen als gute Urkunden. Die Localnamen um den Herdmandlistein sind besonders sprechende. Wichtig vor allen scheint der Name des Waldes, in welchem der Stein liegt; er heisst Bannhau.

Noch ist der Bannwald in manchen Kantonen durch alte Bann-

briefe für jeden Holzbezug unbedingt verschlossen und nur dem Weidebetrieb geöffnet; gewisse Wälder liegen im Bann, das heisst, nicht einmal der Aushieb des abgängig werdenden Holzes ist in ihnen erlaubt. Der im Jahre 1862 an den Schweiz. Bundesrath erstattete „Bericht über die Hochgebirgswaldungen“ klagt über diesen zum Nachtheil einzelner Landstriche und Gemeinden allzu ausgedehnten und unökonomisch festgehaltenen Forstschutz und sagt wörtlich: Noch jetzt hält die Bevölkerung ängstlich fest an den Bestimmungen dieser Bannbriefe, nur gezwungen und mit der grössten Besorgniss legt sie Hand an diese Heiligthümer (pg. 238). Der Erdmandlistein steht also in einem ursprünglich heiligen Waldtheile, welcher von der Durchforstung (Hau), die als besonderer Weg zu dem Steine hinführt, seinen Namen trägt. Der Hügel selbst heisst Herdmannlihübel, wobei man zugleich an Herd = Erde, und an Hard = Wald zu denken hat, da beides sich auf die Wilden Männer und Zwerge bezieht. Hundert Schritte von ihm entfernt liegen die beiden Sidehübel, die, wie jener, von konischer Form sind und künstlich aufgeworfenen Hügeln gleichen. Man pflegt in jener Umgegend zu einem groben Mädchen sprichwörtlich zu sagen, du bist so rauh wie der Sidehübel, denn die Anhöhe des einen starrt von Farrenkraut. Zwischen dem Herdmannlistein und dem kleinern Sidehübel läuft der Bach Rothwasser vorbei, von dem wir schon beim Bettlerstein gehört haben. Zwei benachbarte Sümpfe heissen Kohlmoos. Ein Waldweiher heisst Rosengarten, und die Anhöhe an ihm Jungfernhübel, er gilt als der Standort eines untergegangenen Frauenklosters, das durch Feuer vertilgt worden sein soll. Man glaubt allgemein, dieser Waldtheil sei gebannt; wer ihn betritt, heisst es, findet den Weg nicht leicht wieder heraus. Auch der Hermetschwyler Erdmannlistein selbst ist gebannt; wer ihn mit Beil oder Hammer beschlägt, dem reissen die Erdmännchen den Kopf ab. Nordwärts vom Sidehübel liegen drei noch ununtersuchte Grabhügel, die nächste Flurstrecke dabei heisst Menschenrüti. Man hat hier im J. 1832 einen Steinsarg mit Gebeinen und ein ehernes Schwert ausgegraben. Der Finder nannte dasselbe „semiloren“ und behauptet, es nach Aarau abgegeben zu haben, wo es indessen in keiner Sammlung sich vorfindet. Eine weitere Viertelstunde entfernt liegen die Grundstücke Kaibler und Allenbrunnen. Der erste Name drückt aus, dass man ringsum auf einem ausgedehnten Grabfelde steht, der zweite ist ein Spukplatz, auf dem man früherhin wandelnde Jungfrauen gesehen und ein starkes Tosen in der Erde gehört hat.

Ein paar Stunden von dem aargauischen Hermetschwyl entfernt liegt das gleichnamige Zürcherdorf Hermetschwyl und auffallend ist es, dass sich, wie bei'm erstern, so auch bei diesem ein solcher Steintisch vorfindet. Er war bis zum Jahre 1842 durch Gebüsch und Dornen überwachsen und geschützt; damals aber wurde er gesprengt und sein Gestein zum Bau einer Sennhütte hergerichtet. Seine Deckplatte war schon vorher gestürzt und lag in noch bedeutenden Bruchstücken zwischen den vier Tragsteinen im innern Raum, der etwa vier Fuss hoch über den Boden mit Erde aufgefüllt war. Die Tragsteine waren vier Granitblöcke von zehn Fuss Höhe, die so nahe an einander gerückt waren, dass sie unten keinen Zwischenraum übrig liessen. Ihre Unterlage war ein sehr unzusammenhängendes Steingerüste in kranzförmiger Gruppirung, unter demselben ein Gemengsel von Erdarten, bis endlich der reinste Sandboden folgte. Ungefähr einen Fuss unter der Oberfläche lag ein Kranz von centnerschweren Steinen um die Hauptgruppe gereiht. Dass also die Aufstellung der Steine keine zufällige, sondern von Menschenhand bewirkt worden war, lässt sich hiernach gewiss mit vollster Sicherheit behaupten. Abgebildet ist dieses Denkmal in seiner ursprünglichen Gestalt im Anzeiger für Schweiz. Gesch. und Alterthumskunde 1856, 40. Anderweitige Steintische in der Schweiz haben mit dem eben erwähnten dasselbe Schicksal theilen müssen. So das Morschacher Thor ob Brunnen im Kant. Schwyz. Dorten, wenn man die Berghöhe erstiegen hatte und die erste Wiese betrat, lag ein rother Stein, sechs Fuss lang, zwei breit, anderthalb dick, wie eine Schwelle über zwei andern, unter denen wie unter einer Porte der Weg hindurchführte. Drei ledige Weibspersonen (also Riesenjungfrauen) hatten den Dreistein von freier Hand hieher gelegt. Zur Zeit der Revolution haben übermüthige Leute das Thor zerstört, zerschlagen und den Deckstein in den Wald hinabrollen lassen. In diesem aber liegen zur Stunde noch zwei andere ähnliche Rundblöcke, auf ein Felslager wie von Menschenhand hingewälzt und von kleinern Tragsteinen unterstützt. Sie sollen bei 2000 Centner schwer sein. So meldet nach Fassbind (aus dessen hds. Werk „Das christl. Schwyz") Lütolf in den Fünfort. Sagen (Luzern 1862) Heft 1, 21, ohne indess diese seltenen Denkmäler näher zu beschreiben.

Wir schliessen die Beschreibung der Steintische, die selber so oft als Grabsteine auf ausgedehnten Leichenfeldern stehen, mit der ihnen zunächst verwandten Sage von den Dillsteinen und Heidensteinen. Diese liegen, heisst es, unergründlich tief im Grunde der

Heidenhügel versenkt. Hierüber sogleich ein paar Beispiele. Der Heidenhügel zu Sarmenstorf im Freiamte liegt ausserhalb der Ortschaft gegen den Nachbarort Bettwyl hin; bogenförmig umzieht ihn der Bettwylerbach in einem tiefen Tobel. Tannen wachsen auf seinem Abhange, seine oberste Spitze ist frei, ein Schloss soll droben gestanden haben, im Boden finden sich Ziegelstücke, auch römische Münzen. Von seiner Höhe, heisst es, gehe ein Schacht bis auf den Grund der Hölle hinab und der Heidenstein verschliesse ihn. Aehnliches erzählt man auch vom Reitenberge beim Freiämterdorf Villmergen. Dieser Berg hat zwei Waldzelgen, eine die Jungfrau, die andere der Heidenhübel genannt. Auf letzterem soll das Heidenschloss sammt der Heidenkirche gestanden haben und hier in Mitte des Platzes gehe ein Schacht nieder, der erst am Fusse des Berges wieder ausmünde. Ehedem soll er offen gestanden haben, und warf man dann Steine hinab, so habe es getönt, „als ob es auf Kohlen und Rossnägel auffalle". Der Schacht sei daher durch eine Steinplatte geschlossen worden und diese sei längst unkenntlich übergrast. Ein alter nun eingegangener Weg zum Heidenhübel hinauf führte über eine Landstrecke Namens Kirchenacker, dieser soll eines der Güter sein, die zum Heidentempel gestiftet waren und späterhin Anlass gaben zur Erbauung der jetzigen Dorfkirche von Villmergen.

Diese Angaben entbehren des mythischen Grundes nicht. Durch einen gleichen Stein, den *lapis manalis,* dachten sich die Römer das Thor der Unterwelt geschlossen; er lag auf dem Comitienplatze zu Rom und wurde hier dreimal des Jahres von seiner Oeffnung abgehoben, um den Manen die Rückkehr aus der Unterwelt zu ermöglichen. Hartung, Relig. der Römer 2, 91. Die Deutschen kannten und nannten dafür den Dillstein; mhd. und ndd. *dil,* altnord. *thil* ist das Dach, der Dillstein also der den Höllengrund überdeckende Dachstein, wie der seine drei Tragsteine lastend zudeckende obere des Steintisches. Dass er bei uns als Leichenstein galt, erweist sich aus den mhd. Versen (Myth. 766):

der dillestein der ist entzwei,
die tôten sint ûf gewecket.

Ein solcher Stein giebt dem Dillberg zwischen Langenzenn und Deberndorf im Ansbachischen den Namen; er ist so gross, dass er bei entblösstem Laubwalde viele Stunden weit sichtbar gewesen sein soll. W. Reynitzsch (Truhten und Truhtensteine 1802) giebt pg. 51 eine Abbildung von ihm: oben scheibenförmig abgeplattet, im Halbkreise von sieben kleinern Steinen umgeben. In der Wal-

bersnacht (1. Mai) sollen ihn die Hexen umtanzen. Ein Teich, der Dilsgraben bei westfälisch Bockenem, liegt an der Stelle eines untergegangenen Schlosses; an Ostern und Pfingsten versammelt man sich hier, schlägt Ball, kocht Kaffee, und bemisst nach der Höhe des Wasserstandes im Dilsgraben den Ausfall der Kornernte. Kuhn, Westfäl. Sag. no. 368. Ein Taucher, den man in den Teich hinabliess, sah in einem grossen Saale den Ritter Tils, altgrau, und sein weisser Bart war ihm um den Tisch gewachsen. Harrys, Ndsächs. Sag. 1, pg. 8. Auf der Platte des Hohentillen an der oberpfälzisch-böhmischen Grenze war die vielgethürmte Tillenstadt gelegen. Der Berggeist sprach seinen Fluch über das heillose Geschlecht dieser Stadt, der Tillen wankte und schloss den Ort in seine Tiefen. Fentsch, in der Bavaria II, 224. In neuester Zeit wurde der Schmied von Neualbenreut mit Beschlagzeug und Hufnägeln hinein und zu einem grossen freundlichen Herrn geführt, dem er die Rosse beschlagen musste, ohne die daneben schlafenden vielen Soldaten darüber aufzuwecken. Die Goldstücke, die der Mann mit zurückbrachte, waren über tausend Jahre alt. Schönwerth, Oberpf. Sag. 3, 359. Alle Züge erinnern hier an die in den Berg gegangenen und dorten bis zur Götterdämmerung ruhenden Könige und Helden, an Kaiser Rothbart im Kyffhäuser und die drei Tellen im Axenberge. Hier schlafen sie und der Bart wächst ihnen dreimal um den steinernen Tisch. Im aargauischen Volksliede vom Tannhuser und Frau Vreneli heisst es:

Tannhuser sitzet am steinige Tisch,
Der Bart wachst ihm drum umme,
Und wenn er drümol ummen isch,
Wird der jüngst Tag bald chumme.
Er fragt Frau Vreneli all Fritig spôt,
Wenn der Bart es drittmol umme goht
Und der jüngst Tag öppen wöll chumme.

Teufelssteine und Entslöcher.

Wir sind reicher an Teufelssagen als an Heiligenlegenden. Den Anlass zu dieser auffallenden Erscheinung gaben ursprünglich die Heidenbekehrer. Sie durften nicht wagen, dem deutschen Heiden die Existenz seiner Götter abzuläugnen, und waren selbst von der vorgetragenen Lehre überzeugt, dieselben seien lügnerische Teufelswesen, welche die Menschheit bisher irre geleitet hätten. Der Deutsche musste daher bei seiner Bekehrung zuerst diesen Göttern als Teufeln abschwören und diese *Abrenuntiatio* für seine Tauf-

kinder und Pathenkinder jeweilen öffentlich wiederholen. Karl der Grosse verlangt in seinem encyklischen Ausschreiben an die Bischöfe vom J. 811 (Pertz, Legg. 1, 171), sie selbst sollten wissen und in der Landessprache zu sagen im Stande sein, was *abrenuntiatio Satanae et opera ejus diaboli et pompae* sei. Ein Capitulare Hludowiges und Hlothars von 829 erklärt die Bedeutung ausführlich. Die vorgeschriebene Formel beginnt: *Forsáchistu diabolae?* und setzt die Antwort darauf: *ec forsacho allum dioboles uuercum ende uuordum, thunaer ende uuoden ende saxnote ende allum them unholdum, the hira genotas sint.* (Pertz, Mon. 3, 19.) Die schweizerischen Bekehrer litten selbst zumeist an dieser historischen Teufelsscheu. Der heil. Gallus vernahm die Stimme der Dämonen auf den Höhen von Bregenz und aus der Tiefe des Bodensees; der heil. Meinrad sah sie in den seine Klause umhüllenden Bergnebeln; als St. Bernhard die Jupiterssäule am Mons Penninus umgerissen hatte, da erst wandelte sich das Gebrüll (der Orkane) und das Rauschen und Brausen der (Wind-) Dämonen in milde Engelslieder. Die Folge hievon musste sein, dass heut zu Tage die ganze heidnische Götterwelt, soviel davon noch im Gedächtnisse des Volkes zurückgeblieben ist, zum Teufelswerk paraphrasirt ist. Dieser Umwandlung aus heidnisch-göttlichen in christlich verteufelte Wesen erlagen die ältesten Gottheiten zuerst, nämlich die Erdgottheiten, die Riesen, die ihrer Natur nach in einer Spannung gegen die Himmelsgottheiten gestanden hatten. Daher nennt das Volk alle sonst den Riesen zugeschriebenen vorgeschichtlichen Bauten, Teufelsmauern, Teufelsbrücken, -Rossstall und Tanzplatz, Küchen und Kanzeln; Aarg. Sag. no. 430; und wo ein christlicher Bau seit älterer Zeit unfertig stehen blieb, heisst es sprichwörtlich, der Teufel hat seinen Stein drinn, hat seinen Stein darein geworfen. Heidnisches und Christliches, sagt Russwurm, Nord. Sag. 279, einmal vom lebendigen Glauben verlassen, sinkt bald in die Nacht der Zauberer und Unholde hinab. So weit verpestete der um sich greifende Teufelsglaube die Phantasie des Volkes, dass sich sogar unsere Geschlechternamen ernstlich nach ihm benannten: Das Geschlecht der Teufel in baierisch Franken, die Tüfelbeiss in der Schweiz, die Dusendüvel in Hessen, die Bütendüvel in Braunschweig, die Jagenteufel, die Sladenteufel u. s. w. Wie der Hebräer einen „Berg Gottes“ annahm, einen Götterberg im fernsten Norden liegend (Jesaias II, 3. XI, 9. LVI, 7), auf dem sich die Götter versammelten; wie ferner der Hindu den heiligen Berg Meru verehrt und einen von dessen Nordgipfeln Sabba nennt, d. i. Versammlung:

so ist nun in unserm allgemeinen Wissen der Blocksberg der Versammlungsberg aller Hexen von ganz Mitteldeutschland, so fahren um Walpurgis alle Hexen Schwabens auf den Heuberg bei Rothenburg, alle Hexen der Schweiz auf den Pilatusberg oder auf die Belchenberge im badischen Wiesenthale. Sind so die höchsten Häupter des Gebirges von Furien eingenommen, so wird ihr Obergebieter auch jeden nur einigermassen in's Auge tretenden Stein bewohnter Thäler zu einem Teufelssitz machen. Würfelnd und zechend sitzt der Böse am Steinernen Tisch in dem Aarauer Stadtwalde Gönhard; dieser Stein, sagt man, sei seit diesen letzten Tagen erst zerschlagen worden. Auf der Burghalde, einem Bergwalde beim Dorfe Dürrenäsch im aarg. Kulmerthale, heissen zwei klafterhohe kammerartig gegen einander liegende Nagelfluhblöcke Des Teufels Rossstall. Die Bannwarte hören hier den Wilden Jäger johlen und sehen seine grünen Jägersknechte mit der Meute der Hunde über die Berghöhe hinziehen. Er schleudert im Reussthale die Teufelsburdi gegen die neuen Kapellen; er baut die eine Teufelsbrücke in der Reuss, Felsenbänke, welche querhin den Strom durchziehen, und eine zweite im Rhein zu Schloss Weisswasserstelz bei Kaiserstuhl; er kocht und zapft Wein in der Teufelsküche und im Teufelskeller bei Baden. Die Neuenhofer Dorfoffnung, im Wettinger Archiv 150, 151, weist im Umkreis ihres Twings einen Bocksbach nach und eine Teufels Schmitten. Bourrit, Pennin. und Rhätische Alpen, Zürich 1782, erzählt pg. 202 die Sage vom bekannten Teufelsstein in der Reuss bei Göschenen; er untersucht mit dem Auge des Naturforschers die Spuren, welche die Satanskrallen in jenem Felsen zurückgelassen haben sollen. Man hat noch neuerlich ein Kreuz auf den Stein hinaufgesetzt. Ueber diesen Trieb des Volkes, Unerklärbares dem Teufel zuzuschreiben, lässt Göthe seinen Mephistopheles (Faust II, 254) sich also aussprechen:

Noch starrt das Land von fremden Felsenmassen;
Wer giebt Erklärung solcher Schleudermacht?
Der Philosoph, er weiss es nicht zu fassen,
Da liegt der Fels, man muss ihn liegen lassen,
Zu Schanden haben wir uns schon gedacht.
Das treugemeine Volk allein begreift
Und lässt sich im Begriff nicht stören;
Ihm ist die Weisheit längst gereift:
Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren,
Mein Wand'rer hinkt an seiner Glaubenskrücke
Zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke.

Noch nicht untersucht sind die sog. Entslöcher, die sich im Frickthal mehrfach vorfinden sollen, so z. B. auf dem Sommerhaldenhübel in der Gemeinde Zeihen. Die Sage berichtet, die Franzosen hätten dieselben gegraben, nämlich jene voltaireschen aus den Zeiten des Convents, die mit Gott gebrochen hatten. Daraus ist zu schliessen, dass man diesen Entslöchern gleichfalls eine diabolische Entstehung zuschreibt. Ihr Name selbst verweist auf Riesen: ags. *ent,* pl. *entas,* ahd. *antrisc,* bezeichnet das Riesige, und noch lebt in der baierischen Mundart enterisch, riesig, ungeheuer und nicht geheuer bezeichnend. Man vgl. Schönwerth, Oberpf. Sag. 2, 270. Leoprechting, Aus dem Lechrain, pg. 35 stellt zusammen: enterische Plätze, verwunschene Hölzer und dem Teufel verschriebene Schluchten. Die baierische Mundart spricht beiderlei Formen: enterisch und enzisch. In der Schweizermundart scheint derselbe Fall zu gelten. Ein Enzigraben liegt beim Dorfe Moosleerau. Einen örtlichen Entibühel leitet bei uns die Volksetymologie zwar unglücklich, aber gleichwohl sagengemäss von den im dortigen Gestein sich abspürenden Entenfüsschen her. Riesenbauten und aufgethürmte Steinblöcke nennt man im Norden *enta geveorc,* entische Werke. Dass man sie nun auf die Türken, Zigeuner und Franzosen bezieht, d. h. nach der Volksmeinung auf die furchtbarsten Feinde der Welt, verhält sich nicht anders, als wie der nun herrschende Brauch, in unsern ländlichen Frühlings- und Pfingstspielen den Winterriesen als Türken auftreten zu lassen. Mannhardt, Mythen 354.

Grenzsteine.

Die Wandersitte, Steine auf den Gebirgspässen an vorbestimmten Stellen zu Haufen aufzuschichten und immer einen neuen dabei niederzulegen, hat in Asien und Europa bis heute fortbestanden. Herodot 4, 92 schreibt sie dem Perserkönig Darius zu, der auf seinem Zuge gegen die Skythen an den Istros gelangend jedem Mann seines Heeres befahl, einen Stein an einen vorbestimmten Ort hinzulegen, und so daselbst grosse Steinhügel zurückliess. Prinz Waldemar von Preussen beschreibt in seiner Indischen Reise den Pilingah-Pass, über dessen Kamm die Grenze zwischen dem indo-britischen und dem chinesischen Reiche fortläuft; er liegt 12,700 Fuss über dem Meeresspiegel. Eine Menge von Steinpyramiden verkünden die Passhöhe, zu denen jeder Vorübergehende sein Steinchen beilegt. Allg. Augsb. Ztg. 1857, no. 342. Strabo spricht bei Erwähnung des Herkulestempels auf dem Vorgebirge

Cuneus sehr dunkel von gewissen Steinen, die dorten zu gottesdienstlichen Zwecken zusammengehäuft und der Sage nach von jedem hier Ankommenden umgedreht werden müssten: einer vaterländischen Sitte gemäss. Es scheint sich diese Bemerkung auf die Gnappsteine zu beziehen, die man ersteigt und mit Körperbewegungen in Schwung setzt. Allein W. v. Humboldt bemerkt in der Untersuchung über die vaskische Sprache (Gesamm. Werke 2, 176), dass ebenso an der galicisch-baskischen Grenze grosse Steinhaufen zu sehen sind, zu denen jeder in das übrige Spanien auswandernde Galicier entweder beim Fortgehen oder beim Wiederkommen einen neuen Stein wirft. So hatte auch jeder Grieche, an den Wegestatuen des Gottes Hermes vorüberwandernd, einen Stein zu den dort liegenden zu thun. Diese Anhäufungen nannte man nach dem damit verehrten Gott Hermäen. Der einfachste Hirtengott, ursprünglich unter dieser rohen Gestalt des Wegsteines verehrt, gestaltete sich daraus zu einem Weg und Steg, Heimath und Grenze, Handel und Wandel behütenden Gott des Eigenthums und Rechtes. Dem Sennengeschäfte vorstehend, das Felsgerölle aus den Triften wegräumend, Wald und Flur wegsam machend, so schafft der Hermesdienst die wilde Weide zur wirthlichen um und eröffnet das Land dem Verkehr. Nach diesen mehrfachen Zwecken nun sind ähnliche Bräuche zu bemessen, wie sie sich noch in verschiedenen Landstrichen vorfinden.

Wenn die Kinder von Burgeis im Vintschgau das erste Mal die Alpe ihres Dorfes besuchen, so müssen die Neulinge einem vorgeschriebenen Gebrauch sich unterziehen, dessen Vernachlässigung den Segen von der Alp nehmen würde. Wo der Steig zur Zerzeralpe geht und nun eine Martinskapelle steht, da heisst ein Platz Zu den Wilden Fräulein. Hier befindet sich ein Steinhaufen, unter dem die Wilden Fräulein ruhen sollen. Das Kind muss einen Stein davon aufnehmen, ihn anspucken, wieder zum Haufen legen und sprechen: Ich opfere, ich opfere den Wilden Fräulein! Auch Erwachsene üben denselben Brauch, sie würden sonst unbegleitet an dieser Stelle nicht wohl vorbeigehen können. Zingerle, Ztschr. f. Myth. 2, 61. Tirolersitten, no. 956. Panzer, Baier. Sag. 2, no. 200.

Wo Wilde Frauen sind, hat das Gebirge auch Wilde Männer; die so gelegten Steine heissen daher auch Mannli. Einer der Wilden Männer Tirols hatte seine Höhle ob Gnadenwald in einer Felswand, in die ein ungeheures Thor führte. Als er gestorben war, schoben sich die Felsen zusammen und schlossen das Loch; der schwarze Streifen, der diese Fugen noch anzeigt, heisst dorten

das Mand'l. Alpenburg, Tirol. Myth. 1, pg. 15. Die Steinhaufen in den schweizerischen und piemontesischen Alpenpässen, die auf einander verweisend dem Wanderer in den pfadlosen Schneewüsten als Führer dienen, nennt man deutsch *Mann,* welsch *marron,* aus latein. *matronae* und *murenulae.* Eine ahd. Glosse aus dem 8. Jahrhundert führt dieselben schon an: *murenulas: menni,* sie führt auf *murex*, bei Virgil den ragenden Spitzfelsen bezeichnend. Noch weiter dehnen die Deutschwalliser den Begriff dieses Wortes aus; sie benennen den ganzen Gebirgsstock des mächtigen Matterhorns und der 11,000 Fuss hohen Tête blanche am Weisshorn ebenfalls zum Männlein, das wegweisend vielfach droben aufgethürmt steht: z'Mannje. Escher, Die Schweiz 1851, 386. Da bereits das Heidenthum in der Befolgung jenes Brauches ein gutes Werk sah, so durfte derselbe auch zur Zeit der Bekehrung noch fortgeübt werden. Die Mönche von Bernard-Fagne sagten jedem Wallfahrer, dass je schwerern Stein einer auf den nahen Klosterberg trüge, desto grösserer Sündenlast er los würde. Wolf, Ndl. Sag. no. 334. Daher wurde es eine Knabensitte, am hl. Abend vor Weihnachten eine hohe Steinpyramide aufzuthürmen, wie es auf dem Tungelsberge bei Schweina geschah und von Herzog im Thüringer Taschenb. 385 beschrieben ist. Menzel in Pfeiffers Germania 2, 234. Auf dem schlesischen Zobtenberge scheint man diese Steinhaufen angelegt zu haben, indem man zugleich die dorten liegenden rohen Steinbilder eines Bären, Wolfs und einer Sau als heidnische steinigte. Das angebliche Steinbild der Sau ist jetzt von einem Steinhaufen gänzlich überdeckt, denn jeder Vorübergehende warf seinen Stein dazu und rief: Sau, hier hast du dein Ferkel! Weinhold, Schles. Wörterb. 79.

Mit diesen Steinhaufen, durch die man das Gebirg wegsam macht und die Fluren klärt, hängt die Mythe zusammen von dem sich rührenden Stein, auf welche wir nun kommen.

Wenn der äusserste Grenzstein im Gemeindebann einmal Mittag läuten hört, so springt er ringsum. Aarg. Spw. Der Solenstein bei Ins im Berner Seelande, auch Schalenstein genannt, dreht sich einmal um, wenn die Sonne im Mittagspunkte steht (Jahn, Kelt. Alterth. der Schweiz). Wenn der Hahn kräht, rührt sich der schwere Stein zu Bischofsheim. Simrock, Räthselb. 2, no. 196. Wenn hinten im Tiroler Ultenthale beim Hofe Hinterpilsen ein Hahn kräht, so bewegt sich der Stein am Ausserhofe im Thaleingange oberhalb Lana. Dieser Stein aber ist ein kolossaler Felskegel, da gelegen, wo die Schluchten gegen den Zufall-Ferner hintergehen

zu dem vergletscherten „Ende der Welt“. Alpenburg, Tirol. Sag. 1, pg. 180. Schmitz in den Eiflersagen 2, 114 verlegt den Nachdruck eines ähnlichen Glaubenssatzes auf das bedingende Wenn und behauptet: Wenn der Teufelsstein, welcher an der Kirche von Malmedy liegt, Mittag läuten hört, so dreht er sich dreimal herum. Mit dieser Sylbenstecherei ist aber doch nicht aus der Schlinge zu kommen, denn schon lange, zuvor man jemals Mittag läutete, kannte man in Scandinavien schon denselben Satz; er steht im Skaldskaparmâl der Edda. Daselbst wird von dem Steine, der sich in Thôrrs Götterhaupt rühre, so oft man Wetzsteine wirft, Nachfolgendes erzählt. Hrungni, der Grösste und Stärkste im Riesenlande, hatte ein Haupt von Stein, ein Herz aus einem dreieckigen, scharfen Kiesel, und brauchte im Kampfe Steinschild und Steinbeil. So gerüstet kam er zu den Asen und forderte den Thôrr zum Zweikampfe. Thôrr hatte nichts als seinen nie fehlenden Hammer Miöllnir, der Riese seinen Heinn, einen Schleifsteinfels. Thôrrs Hammer traf im Fluge Hrungni's Heinn, dass dieser in tausend Stücke zersplitterte und dem Riesen das Haupt zerschmettert wurde. Von den Trümmern, in die der Getroffene zerfiel, kommen alle Heinberge oder Wetzsteinfelsen her, die es in der Welt giebt. Aber einer dieser Splitter war dem Thôrr selbst in's Haupt gefahren. Er begab sich daher zur zauberkundigen Frau Groa (d. h. zur grünen Alp, von der Schutthalde des Riesen hinweg), deren Gemahl Orendel erst jüngsthin durch Thôrr im Riesenlande befreit und in die Heimath zurückgebracht worden war. Als ihre Besegnungen und Besprechungen so weit gewirkt hatten, dass der Steinsplitter sich zu lösen begann und bis zur Hälfte aus der Wunde heraustrat, wollte Thôrr dem Weibe noch weiter Muth machen und fieng an zu erzählen, wie er so eben ihren Gemahl im Tragkorb über die Eisströme hergetragen habe und dass derselbe wohlbehalten alsbald da sein werde. Darüber lachte Groa vor Freuden auf und vergass die Besegnung fortzusingen. Da stand der Steinsplitter wieder im Haupte fest und liess sich durch keine neuen Lieder mehr lockern. Deshalb hat Donar für alle Zeiten den Stein in seinem Haupte, und eben deshalb, fügt die Edda bei, ist es eines Jeden Pflicht, mit solchen Wetzsteinen nicht zu werfen, denn ebenso oft rührt sich schmerzend der Splitter in Thôrrs Haupte.

Welches ist nun der Sinn der Sage vom Steinsplitter in Thôrrs Haupte?

Kaum ein anderer, als dass der die unfruchtbaren Felsenhäupter und störrigen Riesenschädel Zerschmetternde ursprünglich selbst

riesig gewesen sei und ein gleiches steinernes Haupt gehabt habe. Dies möchte sich am richtigsten ergeben aus der Thôrrsmythe, wie sie von den Scandinaviern auf das Volk der Lappen übergegangen ist. Zugleich mit dem roher verbliebenen Zustande ist bei diesen nebst einer Reihe gothischer Wurzelwörter, die sie unverändert von ihrem einstigen gothischen Grenznachbar in ihre Sprache herübernahmen (Dietrich, in Haupts Ztschr. liefert hierüber den Nachweis), auch der nordische Mythus ursprünglicher verblieben. Dorten hatte das hölzerne Standbild des Donnergottes Tiermes einen Kiesel im Haupte stecken und einen Stahl dazu, so dass man an das Feuerschlagen erinnert wurde. Schwenk, Sinnbilder 230. Aber auch das classische Alterthum pflegte die rohen Steinfetische aus früherer Zeit, gleichsam zum Angedenken an den veralteten Glauben, in die Tempelstatuen, statt des Kopfes des Gottes, einzusetzen. Friedreich, Symbolik, verweist dabei auf Zoega: *Li bassirelievi antichi di Roma I, 49. 82. 90.* Das altrömische Bild des Jupiter war gleichfalls ein blosser Kieselstein, es war der *lapis silex,* oder *lapis capitolinus,* aufgestellt im Tempel des Jupiter Feretrius und daraus hervorgeholt, um Eidschwüre darauf abzulegen, Bündnisse zu schliessen *(per jovem lapidem jurare. Cicero, ad fam. VII, 12),* das Opferthier damit abzustechen, oder den Eidbrüchigen symbolisch damit todtzuwerfen, Livius 1, 24, alles dieses aus dem Grunde, weil, wie Servius (zu Virgils Aen. 8, 641) ausdrücklich angiebt, die Alten den Kiesel für ein Bild des Jupiter gehalten hätten. Nach altdeutscher Rechtssitte wurden beim Blauen Stein Eide abgelegt: *Vota ad lapides in ruinosis et silvestris locis.* (Myth., Anh. XXXV.) Man beichtet nach Märchen und Localsage dem Blauen Stein, der Rolandssäule, dem Ofen der Zunftstube. Denn wie die Rolandssäule auf dem Markt und vor den Rathhäusern dem Stärkegott Donar, als dem Schirmer des Rechtes, geweiht war, so ihm als dem Ehe- und Herdgotte auch der Ofen. Der Grüne Stein musste beim Gottesurtheil des Kesselfangs aus dem siedenden Kessel mit nacktem Arme herausgeholt werden; so thut Gudrun in der Edda (Simrocks Uebers. 240). Grimm, RA. 922. Die heidnische Weisung, keine Feuersteine und Schleifsteine zu werfen, damit sich dadurch der in Thôrrs Haupt steckende nicht schmerzend mitrühre, lautet heut zu Tage verallgemeinert: Ist der Wurf aus der Hand, so ist er des Teufels. Zugleich aber empfindet solch ein heidnischer Teufelsstein es ebenso schmerzlich, wenn das Geläute christlicher Glocken bis zu ihm ertönt. Bei uns zu Lande gilt nur noch die Redensart: Der letzte Feldstein der Dorfgemarkung springe dreimal im Kreise

herum, wenn man dereinst das Mittagsgeläute bis zu ihm hinaus vernehmen werde. Diesen Satz erklärt sich Holtei in dem Roman „Die Eselsfresser“ 2, 254, dahin: Man habe sonst in Schlesien zu sagen gepflegt, in jenen Dörfern, wo das Glockengeläute der grossen Städte hörbar sei, wären die Einwohner keine rechten Landleute mehr, sondern halb verdorbene Städter. Allein auch diese Erklärung wird durch die weitern Formeln, die unser Leitsatz mit entwickelte, gänzlich widerlegt. Zu Stendal, Perleberg und Belgern stehen alte Steinfiguren an Thor und Marktplatz, die man Rolande nennt; davon heisst es: Wenn der steinerne Roland die Mittagsglocke läuten hört, so kehrt er sich auf seiner Brunnensäule um. Ferner zu Bamberg: Wenn die steinernen Domkröten am Portale der Domkirche am Charfreitage läuten hören (bekanntlich schweigen zu dieser Frist dann die katholischen Kirchenglocken), so kriechen sie um den Dom herum. Zöpfl, Rechtsalterthümer 3, 164. 247. 270. 288. Wenn die sog. Thuumsteine, deren einer in der Nähe von Trüstedt, ein gleicher beim Dorfe Poppau in der preussischen Altmark liegt, den Hahn krähen hören, so drehen sie sich um. Kuhn, Märk. Sag. S. 15. 26. Der Teufelsstein im Glanthale, Kant. Freiburg, beim Einflusse der Glan in die Sane, ist ein 6 Fuss hoher pyramidaler Granitstein mit schief durchschnittener Spitze. Seine regelmässigen Flächen deuten auf Behauung, zugleich ist der Eindruck einer menschlichen Fusssohle auf der Fläche zu sehen. Er ist ein Gespensterstein, ein Sammelplatz der Hexen. Letztere müssen ihn die drei Sonnwendnächte des Juli hindurch in Schaaren umtanzen, alsdann dreht sich der Stein zugleich um sich selbst. (Mittheil. von Hartmann aus Freiburg.) Der bei Blois (Loire und Cher) auf einem Hügel stehende Dolmen heisst Mitternachtsstein, weil er sich nach dem Volksglauben alljährlich in der Christnacht durch die Zauberkraft der Feen umdreht. Mone, Gesch. d. Heidenth. 2, 361. Die Aargauer Sagen geben dasselbe über die Erdmännchen an; diese wandern aus dem Gebirge fort, wenn sie dort vom Glockenschall, Hahnenschrei, Mühlengeklapper und Schmiedegepoche erreicht werden. Die Zwerge sind aber gleichzeitig mit den Riesen entstanden, sie wuchsen, sagt die Edda, im Fleische des Urriesen Ymir von selbst, wie Maden. Der Riese also rührt sich in dem Steine und sucht vor dem verhassten Glockenklang zu entspringen. Zum Ueberflusse drückt es die Schwed. Sage bei Afzelius 3, 192, ganz bestimmt aus: „Felsstücke, bei Kirchen liegend, nennt der Schwede Riesensteine. Die Eindrücke, die man an ihnen findet, sind die Hand- und Fingerspuren des Riesen, der einst den

Fels gegen den Kirchenbau schleuderte. Man behauptet, dass solch ein Stein sich jedesmal noch umwende, so oft das Glockengeläute sich vernehmen lässt.“ Der Ackerbau ist dem Riesen verhasst; theils also tanzt der Feldstein vor Freude, dass der Glockenklang das Riesengeschlecht zum Lande hinausgescheucht hat; theils auch krümmt sich der in den Feldstein verwandelte Riese vor Schreck und Schmerz, wenn er unentrinnbar in den Boden gebannt vom Glockenzeichen des Glaubens und der Cultur rings sich umtönt hört.

Hammerwurf, Stein- und Stabwurf sind Zeichen rechtlicher Uebergabe. Grimm, RA. 64. 162. 181. Der in unbetretenen Wildnissen zuerst sich niederlassende Heilige verschleudert, des Weges unkundig und in der Wahl des Ortes zweifelhaft, seinen Stab. Wo dieser niederfällt, bestimmt ein im Wurfe getroffener Fels die Stelle der neu zu gründenden Einsiedelei. Der hl. Ursicinus, † 620, ist der Stifter des Juraklosters St. Ursitz oder Ursanne und wird in der Umgebung des Bielersees noch als Patron verehrt. Er kam mit seinem Jünger Fromont in das Alsgau gewandert, *Alsgaudia,* nach dem kleinen in den Doubs laufenden Fluss *Alsa* so genannt, und bestieg den *Mont Repais,* um von hier aus das Delsberger Thal zu überschauen und ihren Weitermarsch zu berathen. Der *Mont Repais* ist ein säulenartiger Fels, auf dem man das roh skizzirte Gesicht eines Mannes zu sehen glaubt, vermuthlich ein alter Opferstein, nachmals der Grenzstein der Probstei Ursanne. Ungewiss, wohin sich wenden, sollen sie ihre Stöcke weithin geschleudert haben. Der von Ursicinus fiel westwärts auf einen Felsen bei dem Doubs (Beridiai oder Beauregard), bohrte sich dorten in den Boden, Wurzeln treibend und als eine gewaltige Eiche sich erhebend, die nun trotz aller von frommen Pilgern ausgeschnittener Aeste und Aestchen in steter Verjüngungskraft fortgrünt. Der von Fromont geschleuderte Stab flog gegen Norden in einen tiefen Wald, wo dann der Jünger seine Einsiedelei errichtete. Gelpke, Schweiz. Kirchengesch. 2, 167, nach Quiquerez: Ueber die Sagen des Bisth. Basel.

Steine reden, Steine schreien, denn Steine gelten als weissagende Orakel.

Was die ägyptischen Tempelpriester von der Memnonssäule den Pilgern erzählten, dass sie beim ersten Morgenstrahl der Sonne in einem lauten Tone erklinge, dies fand A. v. Humboldt auf seinen Reisen an den Felsenufern des Orinoko auf naturhistorischem Wege zum Theil bestätigt. Die in dem porösen Gestein gefangene, kalte Nachtluft entwich daraus beim ersten Anprall des Morgen-

sonnenstrahles mit einem die Luft durchklingenden Geräusche. Die erstarrten Theile gerathen durch die Temperaturverschiedenheit in Bewegung und dadurch in ein momentanes Ertönen. Ein anderes Reden der Steine ist ihr Echo, das in unserer Sage die Zwergensprache heisst. Die Schauer dieser Felsensprache in den Wüsten des Hochgebirges lassen sich aus folgender Thatsache nachfühlen. In den Schnee- und Gletscherwüsten zwischen Matterhorn und Monterosa führt ein wenig gekannter Gletscherpass nach Italien über den Arolagletscher hinüber. An den Eiswänden des dortigen Montgolon (Mont Colon schreibt Gottl. Studer) dient ein mehrere Sylben wiederholendes Echo dem kühnen Wanderer als Wahrzeichen, dass er in diesen tagereiseweiten Einöden hier in der gehörigen Richtung nach dem Val Palline hinüber vordringe. In solchen todesstarrenden Eisthälern lässt sich in Kürze mehr begreifen, als Eure Schulweisheit sich träumen lässt, Horatio! und mehr glauben, als ein rationeller Christ zum Hausbedarf nöthig hat, unter anderm auch jene tiefe Wahrheit vom Amen der Steine, die in folgender Legende von Kosegarten erzählt wird. Als der hl. Beda erblindet ist und gleichwohl seine mühseligen Bekehrungsreisen noch nicht aufgeben will, führt ihn der böse Bube, der ihm als Wegeleiter dienen muss, in die Wüste des Gebirges und meldet ihm, hier seien eben die Gläubigen zahlreich versammelt, um Gottes Wort zu vernehmen. Sogleich beginnt der eifrige Redner den Vortrag, und als der Strom seiner langen Begeisterung endigt, rufen die herz- und gehörlosen Steine der Oede ein bewegtes Schluss-Amen dazu. Mehrfach wird von der Gebirgssage dieses Wunder wiederholt. Bis in die Schlucht des Teufelsloches bei Berchtesgarden wurde die hl. Agnes vom Teufel verfolgt; als der Böse ihr sogar hier nachdrang, schloss sich hinter der Jungfrau der Fels schützend ab. Wenn nun jährlich einmal am Sonnenwendtage der Sonnenstrahl hinunter in diese Schlucht trifft, jauchzt und juheit drinnen die steinerne Agnes. Panzer, Baier. Sag. 1, no. 12. Bei elsässisch Ober-Achern singen sieben Fräulein in einem geschlossenen Stein ein Marienlied, denn jene ganze Kirche, in die hinein sie den verfolgenden Hunnen entsprangen, verwandelte sich hinter ihnen in einen geschlossenen Felsen. Nodnagel, Sagenb. no. 167. Eine Ballade von A. Kopisch über diesen Stein zu Achern verfasst, schliesst also:

Der Wand'rer, der vorüberzieht,
Hört noch im Stein der Frommen Lied.

Mariastein ist ein Feldstein in dem Banne des Frickthaler Dorfes Wegenstetten, auf dem die Arbeiter zu ruhen pflegen. Noch vor

Mannesgedenken hat man in ihm die Maria zu regelmässigen Zeiten gar schön singen hören. Aarg. Sag. 1, no. 77.

Längst schon hat der Volkshumor sich dieses Glaubens zu seinen derben Spässen bemächtigt und neue Ortsbräuche daraus geschaffen. Der Güngglerstein ist ein Marchstein zu Hornussen, der am Fricker Berge Staats- und Gemeindewaldung trennt. Die Knaben sagen einem Neuling unter ihnen, er solle die Ohren an diesen Stein halten und horchen, wie es drinnen singe und läute. Er thut's und man stösst ihm den Kopf daran, dass ihm die Ohren sausen. Damit soll er dieses Günggeln und zugleich den Standort des Steines im Gedächtnisse behalten. Bei der Bannbeschreitung, die man zu Rheinfelden alljährlich abhält, pflegt man die jüngsten Knaben auf die äusserste Grenze zu schicken zur Besichtigung der dorten stehenden Marken. Hier pflegt man sie bei demjenigen Steine, an dem dreierlei Gemarkungsgebiete zusammentreffen, emporzuheben und stösst sie so unsanft auf den Stein nieder, „dass sie dran gedenken". Im Oesterreichischen heisst dies, einen lunzen. Vernaleken, Alpensag. 394. Im rheinpfälzischen Orte Weissenheim am Berg wird der in's Bürgerrecht Neuaufgenommene „zugestutzt", eingestossen. Es stellt sich der Bürgermeister in Amtstracht sammt dem Gemeinderathe beim Rathhause auf „vor dem Stein". Hier fassen je vier Männer den Neubürger an Händen und Füssen, der Bürgermeister packt ihn dann am Nacken und stösst ihn auf den Stein. Der dumpfere oder hellere Ton beim Aufstossen wird prophetisch gedeutet für die Gediegenheit des jungen Mitbürgers. Den Beschluss macht ein Schmauss, zu dem der Neueingestutzte Wein, Käse, Brod und einen Hut voll Nüsse steuern muss. Alle Wittwen des Dorfes dürfen sich ihren Antheil von Wein und Käse holen. Riehl, die Pfälzer 325.

Die Folge des Schreiens und Singens der Steine ist ihr weiteres Vermögen der Weissagung und des Urtheilsprechens. Der Ire nannte den Steinhaufen *car*, den Priester, ableitend von *car, cairneac*. Myth. 1203. Der dreieckige, rothgraue Orakelstein der Iren hiess *Laig-Fail* und lag in einem Haine auf dem Hügel Temhuir; er bestimmte die Königswahl dadurch, dass er einen Ton von sich gab, wenn ein ihm willkommener Wahlfürst sich auf ihn setzte. Er wurde später nach Schottland gesendet, um dorten die Eroberung des Landes zu befestigen, dann liess ihn Eduard I., nach der Unterwerfung Schottlands 1295, nach England führen und im Krönungsstuhl der englischen Könige anbringen. Jetzt befindet er sich in der Westmünsterabtei. Friedreich, Symbol. 129. Die upsalischen

Wahlkönige wurden auf den Stein gehoben, der auf der Wiese Mora zu diesem Zwecke lag. Ein solcher Stein des Wahlplatzes und der Gerichtsstätte hiess geschichtlich Landthing, zu Worms der schwarze Stein, zu Köln der blaue. Den zum Tode Verurtheilten wurde vom Henker der Rücken daran gebrochen. Grimm, RA. 236. 803. Einen etwas humoristischen Anstrich hatte jener Schandstein, den straffällige Weiber öffentlich schleppen mussten, obschon er schwer genug war, um mit seinem Gewichte auch Riesinnen zu ermüden. Der kleinste jener drei Lastersteine zu Schaffhausen, die bis zum J. 1836 vor dem dortigen Rathhause hiengen, mochte 60 Pfund wiegen, der grösste mehr als dreimal so viel. Im Thurn, Kant. Schaffhausen 102. Derjenige zu Winterthur wog zwar nur 25 Pfd., musste aber unter Trommelschlag und Begleitung des Büttels durch sämmtliche vier Kreuzgassen der Stadt gezogen werden. Troll, Gesch. v. Winterthur 4, 65. Die österreichischen Pantaidinge (bearbeitet von Osenbrüggen 1863, 56) verfallen die Schuldige, so oft sie auf diesem Gange rastet, in eine Busse von 72 Pfenn. Inzwischen legte der Richter drei Holzbecher in ein eimerhaltiges Fass Wein, und alle jungen Knaben des Friedkreises tranken es auf Kosten des Weibes leer. Dieser Strafstein trug nach der vielnamigen Zungensünde vielfache Namen. Er hiess Klapperstein. Schweizerisch ist Klappertätsch die Plaudertasche. So bezeichnete er das lästernde Grossmaul der Riesinnen, die im Norden unter dem beschimpfenden Namen *Munnridha* (Mundklapper) und *Munnharpa* (Mundklemme) erwähnt werden. Er hiess ferner Pochstein, von pochen, trutzen; Pagstein, von bagen und balgen, zanken; Bogstein, von ndd. Bogge, giftige Kröte, so z. B. in den Statuten von Schleiz von 1625, und demgemäss auch Krötenstein, weil man die Kröte gleichfalls einen geheimnissvollen Stein im Haupte tragen lässt; schliesslich Wagstein, von bewegen, wie auch die auf ihrer Spitze beweglich ruhenden Orakelsteine genannt wurden.

Ueber die Dreisteine als sagenumflochtene Grenzpunkte habe ich nachfolgende Einzelnheiten gesammelt.

Der Dreifingerstein mit der Sage von einem in ihm verschlungenen landräuberischen Sennen steht an der Grenze zwischen den Ländern Zürich, Zug und Schwyz. Reithard, Sag. a. d. Schweiz 152. Der Dreirätschistein bildet die Grenzscheide zwischen den Orten Rütihof, Birmenstorf und Tätwyl im Bezirk Baden. Wenn die Thüringer, Fuldaer und Henneberger auf ihrem Grenzbegang gleichzeitig am steinernen Tische des Dreiherrensteines sich be-

gegneten, so assen sie auch zusammen aus Einer Schüssel. Ziegler, Der Rennstieg des Thüring. Waldes 1862. Die Burg Dreistein im Riesengebirge liegt an der Schlesischen Grenze, drei senkrecht stehende Felsecken im Innern der Ruine sollen den Eingang zu einer Schatzgrotte machen, die von einem rothkäppigen Zwerg gehütet wird. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 172. Auf dem Dreisesselstein im Böhmerwalde, drei Stunden von Salnau entfernt, sassen in der Heidenzeit drei Könige und bestimmten von ihm aus die Grenzen der drei Lande Böhmen, Baiern und Oesterreich. Alsdann geboten sie, dass der Wald ringsum Einöde bleibe auf ewige Zeiten. Der vereinödete Wald ist also ein heiliger Hain gewesen und die drei dorten auf dem Berge in den Fels gehauenen Sessel waren der Sitz der drei Grenzgötter. Grohmann, ibid. 1, 260. Hinter der Burgruine Thierstein im Beinwyler Thal, Kant. Solothurn, liegt zwischen zwei Juraklippen eingekeilt ein kugelrunder Felsblock. Er ist der Sage nach an Ketten angebunden, und wenn einst ein Feind in dies Hochthal hinaufzieht, wird der Stein sein Doppellager verlassen und gegen denselben zerschmetternd die Burghalde hinabrollen. Schweiz. Ritterburgen 3, 267.

An die Dreisteine reihen sich die Fünfsteine, wie der Daumenhandschuh und der Handschuh mit fünf Fingern als Grenzzeichen eingehauen waren. Der Daumen ist ein bekannter Berg im Algäu, der Fünffingerlistock ein Gletscherberg südlich von der Titlisgruppe gelegen. Daraus wird sich die Mythe von Thôrrs nächtlichem Abenteuer im Riesenlande erklären lassen. Als dieser nämlich nach Utgard (Aussengarten, Ausland) reist und hier zum ersten Male übernachtet, wird er durch ein Erdbeben aufgeschreckt und entflieht aus seiner Waldhütte in einen daneben stehenden kleinern Anbau. Beim anbrechenden Morgen sieht er aber, dass die ganze Hütte nichts anderes ist, als ein Handschuh des nebenan schlafenden Riesen und der kleinere Anbau der Däumling dieses Handschuhes. Der an der Grenze übernachtende Gott erkennt erwachend also, dass er an dem mit riesigen Malzeichen behauenen Grenzstein gelegen habe. Der Handschuh wurde beim Markenbegang vorgewiesen. In *Sigehardi miracul. S. Maximini (Pertz, Mon. VI. 232)* heisst es darüber: *circumductor ibat et ciroteca, quam rustici wantum vocant, manu superducta demonstravit.* Diese Sitte also wird namengebend für Grenzfelsen. Ein spitz zulaufender schwarzer Trappfelsen auf den Färöern heisst, nach den Fingern der Troldenfrau, Trollkonefingeren. Weinhold, Die Riesen 32. Der Riese zu Sonnerup (in Thiele's Dän. Sag. 1, 33) füllt sich seinen

Handschuh mit Dünensand, um ihn auf dem Hof des Bauern auszuschütten, der ihn beleidigt hatte. Was durch die fünf Fingerlöcher herauslief, bildete die dortigen fünf Hügel. Myth. 504. Das Handzeichen auf den Grenzsteinen geht über in die Marke des dreieckigen Hammers, des Hahnenfusses und dreier Füsse.

Die landschaftlichen Namen Krinkenstein, Genagelter Stein, Annägelten bezeichnen Feldsteine, auf denen als Malzeichen ein Ring oder ein Rad mit Speichen eingehauen ist. Im steinern Rad hiess jene Stelle am Herliberger Rain, wo Verena's schwimmender Mühlstein endlich im Zürichsee versank. Das dreispeichige Rad hatte schon dem classischen Alterthum als Grenzzeichen gegolten, man stellte es in Form dreier Füsse dar, die im Laufe um einen gemeinsamen Mittelpunkt begriffen schienen, und nannte es demgemäss Triskelos. Die baierische Stadt Füssen mit dem berühmten Felsenpasse des Mangstrittes führt drei nach verschiedenen Himmelsgegenden gerichtete schwarze Füsse im Wappen; denn bei ihr trafen die alten Grenzen zusammen von Baiern, Schwaben und Tirol. Aus dem Triskelos entwickelte sich der heilige Dreifuss der griechischen und der germanischen Priesterinnen, sowie der Brauch unserer Dorfoffnungen, mittelst des dreibeinigen, dreistempeligen Stuhles Güterbesitznahme rechtsgiltig vollziehen zu lassen. Nachweise in Grimms RA. 80, 5. Solcherlei Berg- und Ortsnamen wie Kaiserstuhl (Aargauer Städtlein, und Berg bei Heidelberg), Dreischübel und Trüschhübel (Alpe, die den Uebergang aus dem Thal der Emme in das Eritzthal, Kant. Bern, bildet. Stalder 1, 315.) bezeichnen also ursprüngliche Grenzen. Dieser Dreizahl entsprechend erscheint dann auf den Grenzsteinen als weiteres Zeichen die Mondsichel. Man hat sie im Sandstein des Schlossfelsens der alten Kaiserpfalz Bodmann am Bodensee eingehauen gefunden (Naturmythen 231). Statt der Mondsichel ist die Grassichel eingehauen; eherne Sicheln wurden unter Dolmen hervorgegraben. In die drei Jungfernsteine bei der böhmischen Stadt Gabel sind drei Graserinnen sammt ihren Sicheln verwünscht; zu Kommotau ebenso sieben Jungfern. Grohmann, Böhm. Sagb. 1, 274. Ferner erscheint das dreieckig gespitzte Messer oder Sech auf Feldsteinen, mit der obligaten Lokalsage, hier habe der Bauer seinen Schlossjunker, der ihm die Ochsen vom Pfluge nehmen wollte, unter die Ackerfurche hinabgepflügt. Dieses Messer- und Sechzeichen ist die altnordische Schwertrune *Tyr,* zugleich der Name jenes Schwertgottes Zio, nach dem wir unsern oberdeutschen *Ziustic, Ziuwestac,* benennen. Die Gestalt jener Rune gleicht einem Pfeile oder

einer Lanzette und wiederholt sich heute noch als das allgemeine Zunftzeichen der Messerschmiede auf den Messerklingen. Ebenso oft wiederholt sich als Markenzeichen das eingehauene Kleeblatt. Hierüber genügt ein Beispiel. Das Neuenburger Jurathal la Brévine mit einem gleichnamigen Dorfe ist an der französischen Grenze gelegen. Dorten im Walde ist ein 15 Fuss hoher Granitblock mit abgebrochener Spitze, hinter ihm ein anderer gegen 10 Fuss hoch, von unregelmässiger Gestalt; die beiden heissen Pierres à trefle (trifolium), weil an ihnen ein Kleeblatt ausgehauen und bis vor wenig Jahren noch zu sehen gewesen war. Der Zweck dieses Zeichens ist dorten vergessen; jedes Haus, erzählt man, habe ehemals ein Kleeblatt unter die Thürschwelle gelegt, jeder über Feld Gehende eines auf den Hut gesteckt, dem Weidevieh habe man es um den Hals gebunden, Alles gegen den Wärwolf, der bei jenem Stein im Walde hauste. Dies Zeichen vertritt seiner Gestalt nach Thôrrs Hammerzeichen; in Form eines breitgezogenen dreiblättrigen Kleeblattes bekreidet man unter einem vorgeschriebenen Segensspruch auf der Insel Wangeroge alles Melk- und Buttergeschirr gegen die Hexen. Friesisches Archiv 1854 II, 13. 14. Die Dreiähren, gleichfalls ein häufiges Malzeichen, haben zu Marienlegenden mehrfachen Anlass gegeben. Vgl. Panzer, Baier. Sag. 2, pg. 379 und Stöber, Elsäss. Sag. pg. 95. Schliesslich ist noch vom Einhaupt und Dreihaupt zu reden. Da hierüber mein Aufsatz: Die drei Hunenköpfe, in der Argovia 1860 pg. 113 Erklärung und Abbildungen bereits gegeben hat, so ist hier nur noch das inzwischen über diesen Gegenstand Neuaufgesammelte nachzutragen.

Die Pfarrkirche zu Weggis am Fusse des Rigi ist so alt, dass sie in den (gefälschten) Urkunden des Churwaldner Benedictinerstiftes Pfäfers als Besitzthum schon im J. 998, dann aber in einer Bestätigungsbulle von Pabst Pascal II. anno 1116 genannt wird: *ecclesia St. Mariae cum villa Gautegisia (alias Quatigiso).* Tschudi schreibt noch Wätgis. Auf dem Siegel der Kirchgenossen vom J. 1378 liest man Wetgis. Die Kirche gieng 1431 an die Kirchgenossen über, wurde 1473 umgebaut, der Thurm in seinem älteren Theile verblieb und zeigt hier an den beiden Nordecken auf zwei besondern Quadern drei Menschenhäupter eingemeisselt. Eine Kaplaneihandschrift bezeichnet diese Häupter als die Portraits des Baumeisters und seiner Frau, übergeht aber dabei das dritte Gesicht, weil es, auf seinem vorspringenden Mauerstein vom Wetter ausgewaschen, heute nicht mehr kenntlich ist. Geschichtsfreund XI, 134. Hier hätten wir also jene drei dem Feinde entgegen-

blickenden Hunnen- oder Riesenhäupter wieder, die man ehemals als Scheuchbilder auf Kirchen, Brücken und Stadtthürme zu setzen pflegte. Ein gleiches steinernes Vollhaupt ist in diesem Jahre erst zu Villmergen im Freiamte beim Abbruche der dortigen alten Dorfkirche zum Vorschein gekommen und unserer historischen Vereinssammlung einverleibt worden. Gervasius von Tilbury stimmt mit unserer bisherigen Erklärung dieser Alterthümer hübsch überein. Er erzählt aus eigenem Augenscheine: Der Dichter Virgilius habe die Stadt Neapel durch Zauberthore gegen feindliche Angriffe geschützt; er habe nämlich zwei Köpfe von parischem Marmor, einen mit lachendem Munde, den andern mit zürnendem Blick als Bilder des Glücks und des Unglücks für die Einschreitenden daran befestigt. Massmann, Kaiserchron. 3, 443. Erblasst die Erinnerung an Sage und Vorzeit, so überträgt man solch ein alterndes Denkmal auf diejenigen Vorgänge, die im Bauerngedenken haften bleiben; das ist der Schweden-, der Türken- und der Franzosenkrieg. So liegt im Schwedenhof bei Wildenstein in Würtemberg unter dem Dache ein Kopf aufbewahrt, wie es (bei Birlinger, Schwäb. Sag. no. 257) heisst, „zum ewigen Andenken an den letzten Schwedensoldaten, den man hier todtschlug“. Unter dem Dachgesimse des gräflichen Saurauischen Hauses zu Graz ist ein hölzerner Türkenkopf angebracht. Nach fünfzehn verschiedenen Einfällen der Türken in die Steiermark hat hier in diesem Hause der letzte Türke gewohnt, bis ihm eine Kanonenkugel den Braten aus der Schüssel schoss. Es ist das Haus zum Tatermann. Mittheil. des histor. Vereins f. Steiermark 1862, Heft 11, 247. Der Name Tatermann (Feldscheuche, Kobold) hat sich mit dem Volksnamen Tartar fälschlich verbunden, d. h. eine religiöse Mythe hat in ihrem Erblassen sich nach dem Stützpunkt eines geschichtlichen Namens umgesehen.

Die Bildberge.

Das Alterthum dachte sich die Erde sammt ihren Gebirgen als den Leib eines aus den Schöpfungsstürmen in Ruhe gebrachten Riesen. Ehe er zum ewigen Schlafe erstarrt, oder in diesem Schlafe selbst noch erzeugt er wundersam die ihn überlebenden Söhne und Töchter. Dem schlummernden Ymir wächst unter dem Arme Mann und Weib, sein einer Fuss erzeugt mit dem andern einen Sohn. So erzählt die Edda, so auch noch unser Hochgebirg mit seinen redenden Namen. *Le Géant*, der Gigante, heisst einer der Gipfel in der Montblanckette, und wo er sich zur Ruhe hingelegt hat, trägt die Gegend den Namen seines Grabes: *La tombe*

du bon homme, de la bonne femme. Myth. 493. Dieser Gute Mann eben ist jener Alte vom Berge, der so vielen unserer hervorragenden Gebirgsstöcke den Namen gegeben hat. Nach ihm trägt das Matterhorn seinen Walliser Localnamen Mann (Escher, Die Schweiz 1851, 386); nach ihm ist der an der Toggenburger Grenze liegende Altmann zubenannt, in welchem die Appenzeller Aelpler einen Greis mit grauen Haaren erblicken (Fäsi, Helvet. Erdbeschreib. 3, 62); ebenso nach ihm im Berchtesgadner Lande der mit sieben Häuptern und mit ebenso viel Kindern zu Stein verfluchte König Wazmann (Schöppner, Baier. Sagb. 1, 64.) Dieser nachdrucksam wiederkehrende Bergname Mann führt auf die ältesten Spuren deutscher Sprache und Mythe zurück, auf jenen erdgeborenen Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus, welche der Germane als die Gründer des Menschengeschlechtes anbetete und in Liedern feierte. *(Celebrant carminibus antiquis Tuisconem deum terra editum, et filium Mannum, originem gentis conditoresque.* Tacitus Germ. 2.) Die Stammsage des Germanen fasst sich als eine autochthonische, seine Gottheit ist eine erdentsprungene, und von diesem menschenschaffenden Mann giebt er sich selbst den adjectivischen Beinamen Mensch, ahd. *mannisko,* später *mennisko,* contrah. Mensche. Die Namens- und Mythengleichheit zwischen diesem deutschen Mannus, dem griechischen Minos und dem indischen Manu hat Kuhn, Ztschr. f. Sprachforsch. 4, 91, dargethan. Sehr nahe liegend ist die Frage, ob nicht auch der keltische Name *Menhir* und *Minhir* mit zu dieser Wurzel der Ursprache gehöre; er bezeichnet bekanntlich jene senkrechten Felsstücke, welche auf einem ihrer Enden künstlich aufgerichtet stehen und bei uns Wagsteine heissen. Wenigstens gemahnt dies keltische *Menhir* an jenen vom Dichter Frauenlob genannten Mennor, „dem ersten unserer Ahnen, welchem Gott die deutsche Sprache eingegeben habe," mithin in gleicher Folge auch an den aus dem chthonischen Gottvater geborenen, das Menschengeschlecht aus der Erde aufbauenden und nach sich selbst benennenden Mannus. Im nordischen Mythus vermählt sich die grosse Erdmutter Jördh, eine Tochter der Nacht, mit Odhinn und wird von ihm die Mutter Thôrrs. Sie heisst als Gebirgsgöttin Fiörgyn, darnach ihr wettergeborener Gebirgssohn Thôrr Fiörgynjar Burr, und den Namen der Beiden trägt die Virgunt, ein Waldgebirge zwischen Dinkelsbühl und Elwangen. Myth. 157. Neben dem Namen des Gottes kann also derjenige der Göttermutter und ihrer riesigen Töchter dem Hochgebirge nicht mangeln. Unter den sieben Gipfeln der Blümlisalp ist die Weisse Frau die mittlere und höchste

Spitze, 11,000 Fuss hoch; die Wilde Frau 10,042. Die den Gemmipass beherrschende Alt-Els entspricht jener in der deutschen Heldensage genannten Rauhen Els; im Jungbrunnen badend entwandelt sich diese zur Frau Sigeminne, wird Wolfdietrichs Frau, bis sie ihm schliesslich vom Riesen Trasian entführt, d. h. in ihre unzugängliche Gletschereinsamkeit wieder zurückgenommen wird. Schon daraus geht hervor, dass die Weiber und Töchter der Bergriesen keineswegs immer von grausiger Erscheinung sein mussten; und so ist uns denn das Abbild höchster und überwältigender Körperreize dargestellt in der Erscheinung des unter dem Namen der Jungfrau bekannten Gebirges. Die Edda dichtet bereits von dem Zauber, mit dem die Bergriesinnen jedes Herz ergreifen. Seitdem der Schönheitsgott Freyr, erzählt sie, die Gerd erblickt hatte, des Bergriesen Gyme Tochter, sprach er kein Wort mehr und weigerte sich aller Nahrung. Dies war damals geschehen, als Gerd, der Thüre ihres Hauses zuschreitend, die Hände unter dem Gewande hervorhob, um den Pfortenring zu ergreifen, und plötzlich von ihren blanken Armen Luft und Wasser, Himmel und Erde widerstrahlten. Das zunächst Unaussprechliche der feierlichen Firnenpracht der Gebirgswelt ist hier durch die dichterische Phantasie des eddischen Mythus zu einem innern Erlebnisse veranschaulicht, glücklicher als das Vermögen aller nachmaligen Künstler und Dichter es vermocht hat. Wir rufen die Erinnerung aller unserer Leser auf, welche gesehen haben, wie die Alpenpyramide der Jungfrau in die Länder niederstrahlt. Ihr Fuss badet im milchweissen Gletschermeer, durchsichtiges Schleiergewölke umgiebt sie bis zum Gürtel, lebendig wogend heben sich die Gliedmasse daraus hervor, Schulter und Brust sind von zarter Röthe überflogen, das leuchtende, stets wolkenlose Haupt ist geschmückt mit firnblanken Silbernadeln und kristallenen Diademen. Denn Aiguilles (Nadeln) und Cima (Kamm) nennt man jene dünnen ausgewaschenen Felsenspitzen, die aus dem obersten Firnenschnee noch allein aufstarren; gleichwie man die im afrikanischen Wüstensande isolirt stehende Säule gleichfalls Nadel der Cleopatra genannt hat.

Die weitere Ausführung dessen, was das Oberland über namhafte Riesenfrauen erzählt, sei uns hier erlassen; theils weil diese Sagen allbekannt, theils weil sie schon bis auf den Eigennamen ausgestorben sind. So hausen dorten die drei Schwestern: Das Gauliwîbli sammt ihrem Hündchen auf dem Gauligletscher, das Engstwîbli auf der Engstlenalp, das Gaismaidli von Hasliberg. Letztere treibt noch Kiltgängerei mit den Sennen im Hasli. Eben dorten

lebt als Ahnfrau aller Zwerge die gute Frau Ute. Am Unteraargletscher haust das Walliserwîbli. Jährlich am Jörgistage, dem Festtage der Sennen, treten diese in den Walliser, Berner und Glarner Alpen gleichmässig gekannten Riesinnen aus dem Firnschnee hervor und rufen es in's Thal aus, dass sie mit Frau und Magd, mit Liebhaber und Geliebten, mit Hund und Heerde hier ihr glückliches Aelplerleben fortsetzen. Die Beschreibung dieses in der Gletscherwelt andauernden Lebens der Seligen ist zu lesen: Naturmythen, pg. 221: Das verlorne Thal.

So sind denn stets und aller Orten Berge von stark hervortretender Gestalt nach der Configuration ihrer Scheitel und Kämme als Bildberge aufgefasst und zubenannt worden. Ein Küstentheil am griechischen Mittelmeere hiess im classischen Alterthum *Θεου προσωπον*, der Phönizier nannte einen Berg in Peräa *Pniel,* Beides heisst Gottes Angesicht (Friedreich, Symbol. 107). Das Berner Oberland hat seinen Mönch, in steinerne Ruhe versunken; eine Felsenmaria mit dem Kind im Arme; einen am Bergsaum dahinschreitenden Riesen in so frappanter Bewegung, dass die Sage ihn in's Thal heruntersteigen lässt; einen Prometheus, ausgestreckt liegend, an Armen und Beinen angeheftet (Kohl, Alpenreisen 3, 337); ein zum Sprung sich aufstellendes Ross (Bourrit, Beschreib. der Pennin. und Rhät. Alpen 512); einen Felsenvorsprung am Roselauigletscher, seiner Gestalt wegen der Gletscherwächter genannt (Escher, Die Schweiz 1851, 178). In der Kleinen Windgellen, Kant. Uri, ist ein Berg unter dem Namen des Wilden Mannes bekannt; es ist ein Kolossalhaupt auf einem viereckigen Sockel, das auf der Kante einer Felsenmauer steht und die Höhe einer Tanne erreicht. Das Haupt stolz emporgeworfen, die Brust vortretend, von windgepeitschtem Gewölke umflogen, in einer ringsum wilderregten Natur, sieht dieser Wilde mit fester Miene von seinem erhabenen Throne herausfordernd in die weite Welt hinaus. Von ihm erzählt der Aelpler dasselbe, was man vom versteinerten König Wazmann weiss: Er habe als Wilder Jäger an einem Feiertage ein Gratthier bis in diese Höhen hinauf verfolgt und sei im Augenblicke des Schusses versteinert. Hoffmann, Berg- und Gletscherfahrten, Zürich 1859, 26. Ein Hinblick auf unsere Gegenwart liegt ohnedies ausserhalb des Gesichtskreises dieser Arbeit; sonst müsste man auch diejenigen Felsenprofile und Berghäupter mit aufzählen, an die wir unsere neuesten Geschichtserinnerungen anknüpfen. Sowohl aus dem Profil der Stockhornkette, als aus der Zackenreihe der Pilatuskämme setzt sich die Phantasie der Reisenden die Phy-

siognomie Ludwigs XVI. von Frankreich zusammen. Südlich hinter Seelisberg und dem Rütli sieht man in der nischenartigen Vertiefung der Felswände ein Mannshaupt, wie von Menschenhand eingehauen, man nennt dies Gebilde den Napoleonskopf. Zürch. Neujahrsbl. d. Musikgesellsch. 1819, 6. Welch eine Reihe von Zeiten muss an diesen Bildbergen vorbeigegangen sein, bis sie ihre Riesen- und Götternamen umgetauscht hatten gegen römisch-christliche, zuletzt sogar gegen Fürstennamen unserer letzten Tage; wie oftmals müssen Germanen- und Römerzüge über die Alpen hin und zurück gefluthet sein, bis auch die Alpenpässe ihre Eigennamen gegen die von christlichen Heiligen bleibend ausgetauscht hatten. Der Grosse Bernhardsberg, der älteste der begangenen Schweizerpässe aus dem Wallis nach Aosta, führt in den romanischen und deutschen Schwestersprachen des Mittelalters bereits seinen zweiten Namen *Mons Jovis, Monte Joh, Job,* französisch *Mont Joux.* Sein älterer erster Name *Mons Penninus* weist auf Pen: Spitzsäule zurück, Nadel und Spindel als Symbole des auf der Gebirgsspitze waltenden Sonnenstrahles gedacht. Erst der hl. Bernhard, ein savoyischer Adeliger vom Schlosse Menthon bei Annecy, geboren 923, legte als Archidiaconus in Aosta den Grund zu den beiden Hospitien, auf dem Grossen und dem Kleinen Bernhard. Letzterer hiess *Columna Jovis,* auch *Oculus Jovis,* so genannt wegen des leuchtenden Steines, der in der dortigen Statue angebracht war. Die Legende macht einen Karfunkel daraus, mit dessen Glanz der Teufel alle vorüberziehenden Wanderer verblendete. Im Abschnitt von den Grenzsteinen ist jedoch bereits die alte Sitte gezeigt, wonach man den ältesten Statuen solcherlei Kiesel in's Haupt einfügte, unter denen Jupiters Gottheit ursprünglich verehrt gewesen war. Der hl. Nikolaus erscheint dem St. Bernhard und fordert ihn auf, dieses Götzenbild mit Ketten zu umspannen und niederzureissen: Lass uns die Berghöhe ersteigen, die Teufel in die Bergschlünde verjagen, die von ihnen umschwärmte Jupitersstatue und Karfunkelsäule zerschmettern und dorten ein Hospiz zum Segen der Menschen errichten! Bernhard that's, erbaute beide Chorherrenstifte und widmete sie dem hl. Nikolaus. Als Leo IX. 1049 den Grossen Bernhard überstieg, fand er hier nach ausdrücklicher Angabe des Hermannus Contractus die begründete Gemeinschaft der Chorherren vor. Gelpke, Kirchengesch. d. Schweiz 2, 137.

Tschudi in seiner Gallia comata 351 hat diese Namensumwandlung der Gebirgspässe nicht bloss der Aufmerksamkeit werth gehalten, sondern sie als den letzten Bruch mit dem Heidenthum her-

vorgehoben: Die Christen haben auf dem Berg *Summarum Alpium* den Sant Gothardum, den hl. Bischof alda, zu verehren vorgenommen, Sant Bernharten auf dem Pönino, Sant Barnabas auf dem Lucmanier, Sant Bernharden auf dem Adula, Sant Braulium auf dem Wormserjoch. So hat man die Abgötter abgethan und an deren Statt die Alpfirsten denen christlichen Heiligen dediciret. — Dieses Urtheil Tschudi's wiederholt sich der heutige Bewohner des Gebirges aus ungelehrtem, praktischem Vorstellungsvermögen, wie er es im täglichen Kampfe mit seiner kargen Natur sich erwirbt. „Thal und Berg, sagt man im Fichtelgebirge (Schönwerth, Sag. 2, 263), machten die Riesen, als sie auf der neugeschaffenen weichen Erde umhergiengen, denn Riesen sollen vor der Kreuzigung Christi in der ganzen Welt geherrscht haben.“